This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

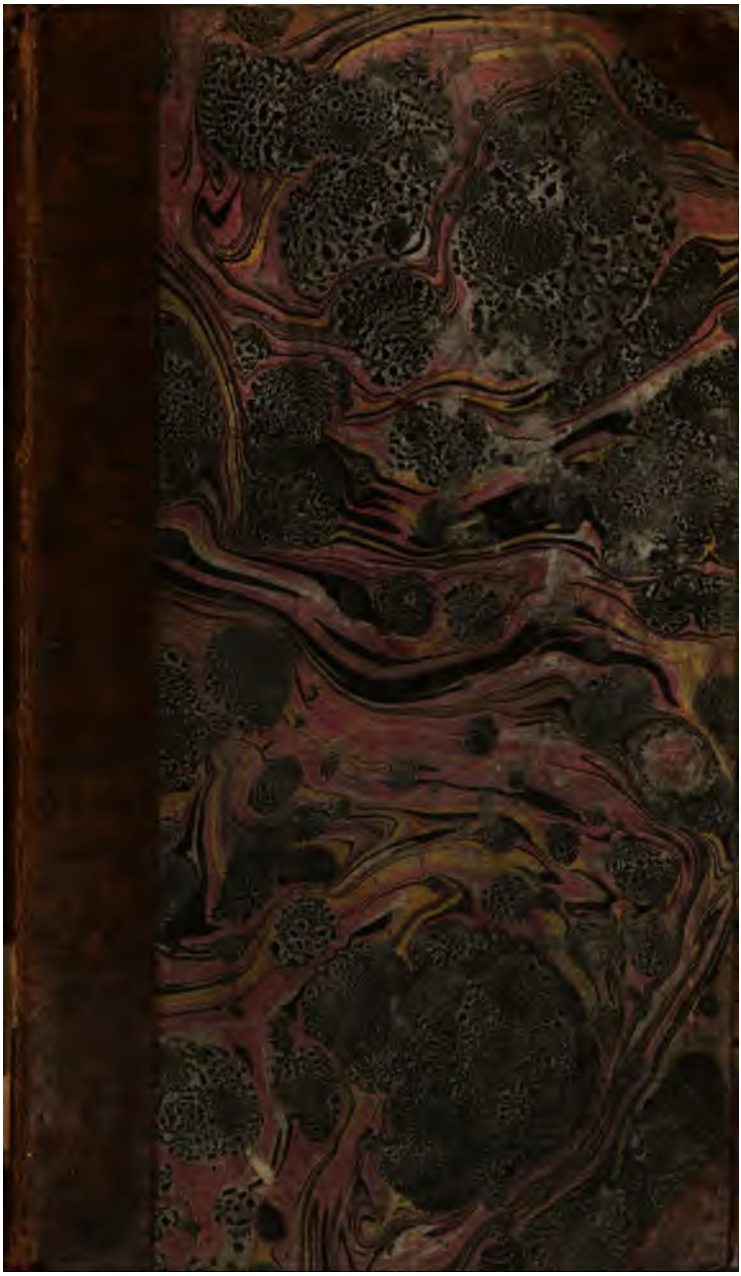
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



A VII c 193,
b
1/3 DL 4833

Vet. Ger. III A. 7

RUDOLF
von der Linden

Zweiter Theil.

Freiberg
in der Craziſchen Buchhandlung
1802.

Freiherrl. von Romberg'sche
Bibliothek

TAYLOR
LIBRARY

Erſtes Kapitel.

„Zwei Zimmer!“ rief Rudolf den Kellnern hintennach, und ſtarrte Valerien an, deren Arme ſich um ihn ſchlangen.

„Ein hölliſcher Traum, die Hölle ſelbſt, in der ich erwache!“

„Und doch die Stelle,“ ſeufzte Valeria, „an der Du vormals deinen Himmel fandeſt!“

„Wo ist Leonora, meine Leonora?“

„Auf dem Rückwege zu ihrem Gatten!“

„Freiwillig?“

„Und schickt Dir durch mich diesen Ring wieder.“

Es war derselbe den ihm Leonora anvertraut hatte, und den er nach der Erscheinung in Rom vermißte. Doch hatt' der beiden Bilder lag ein Papier mit den Worten darin: „Sei mit Valerien glücklich!“

Leonorens Handschrift war nicht zu verkennen, wenn auch Thränen

die Buchstaben undeutlich gemacht hatten.

Rudolfs stieres Auge schien Valerien nichts gutes zu weissagen. Das klare Bewußtseyn kam ihm nur auf Augenblicke wieder, in denen er abgerissene Fragen an sie richtete. Die ganze übrige Zeit war es ihm, als ob er gestorben, und auf eine andre Welt geschleudert wäre, in der ihm die gewöhnlichsten Dinge fremd aussahen. Erst nach zwei Stunden, die er völlig angekleidet auf dem Bette zugebracht hatte, fand sich wieder einiger Zusammenhang in seine Gedanken, und ein Plan in sein Handeln.

Valeria, welche nicht aus dem Zimmer gewichen war, lag wie schlum-

nieder auf dem Sopha. Doch kaum griff Rudolf nach seinem Hute, als sie aufsprang. „Nicht einmal einen Gruß ehe Du scheidest? Das ist grausam, Rudolf!“

„War es weniger grausam, Gräfin, daß Sie mich in H. ohne Gruß empfingen?“ erwiederte er, sie mit der Hand von sich abhaltend.

„Wenn es ein Verbrechen war, daß ich vor Schluchzen nicht sprechen konnte, so stelle den Mann zur Rede, dessen vormalige Betheurungen mich in diesen Zustand versetzten.“

„Betheurungen, welche mit Hohn von Ihnen aufgenommen wurden, Gräfin! Setzen sie das hinzu: Doch,

weshalb davon hier? Meinen Sie im Ernſt, daß ich Ihre Sprachloſigkeit für ſo zufällig achte; daß ich nicht einſehe, wie genau ſie mit dem Betruge zuſammenhing, den Sie mir ſpielten.“

„Nicht ich, Rudolf, nicht ich! Nichts habe ich verſchuldet, als daß meine Liebe mich ſchwach genug machte, den Vorſchlag anzunehmen, den Andre mir thaten, um Dich von ſich zu entfernen.“

„Mich zu entfernen?“ rief Rudolf tiefgekränkt. „Und doch muß ich ihr nach; es iſt beſchloſſen. Ich muß ihr meine Begebenheiten mit Ihnen erzählen; Leonore hat ſie aus unlauterm Munde vernommen.“

„Wenigstens nicht aus dem meinigen!“ sprach Valeria.

„Und das können Sie so festen Blickes behaupten?“

„Und betheuern mit dem heiligsten Eide. Aber gehen Sie, Rudolf; Sie sind ohnedem der Mann nicht, der Sie waren! Vormals hätten Sie's für eine sehr gemeine Thorheit gehalten, ein liebendes Weib zu verstoßen, um einer nachzueilen, die ihnen mit Absicht entweichen kann. Aber jetzt sind Sie klein, und eitel geworden.“

Ohne daß er es selbst wußte, warf Rudolf den Hut von sich, und zeigte dadurch daß Valeria seinen Stolz gut getroffen hatte.

Valeriens Schmeicheleien wurden allmählig dringender; aber Rudolf war gänzlich verstummt. Endlich fragte er: „Und wer hatte Leonoren in die Trostlosigkeit gestürzt, in der ich sie bei meiner Zurückkunft fand, wenn Sie es nicht gewesen waren?“

„Die Zunge, Rudolf, ist mir gebunden; doch ich war es nicht.“

„Nicht?“ rief er mit bitterm Hohne, und diesen Ring, denn jetzt sehe ich wohl, daß er in Ihren Händen gewesen seyn muß, diesen Ring, um den Sie mich in der letzten Nacht zu Rom brachten, durch wen erhielt Leonora den?“

„Mit meinem Willen verloren Sie

den Ring keinesweges, Rudolf, eben so wenig erhielt ihn Leonora von mir. Scheinen sich doch in Ihrem Gedächtnisse die Begebenheiten jener Nacht ziemlich unrichtig, und nur zum Theil erhalten zu haben. Muß ich im Besitz des Ringes gewesen seyn, weil er in meinen Zimmern von Ihrem Finger kam? War ich denn bis zuletzt mit Ihnen allein?"

Valeria schien über dieß hastig herausgestoßenen Worte selber zu erschrecken. Es sah aus, als fürchte sie schon mit dem Winke ihr Gewissen verletzt zu haben. Auch Rudolf war sichtbar betroffen. Seine alte Ahnung, daß er den Ring an Antoniens Schatten verloren, trat mächtiger als jemals vor seine geängstete Seele, und

Antoniens Wiedererscheinung in H. die er schon angefangen hatte, als eine Täuschung seiner aufgeregten Phantasie zu betrachten, verstärkte das Gewicht der Sache. Er warf sich sinnend in einen Stuhl, und Valeria sah ihn von weitem mit glänzenden Augen an.

. . . . . .

Endlich sprang er wieder auf. „Ich Thor,“ rief er, „wie käme ein solches Schatten in Ihre Gesellschaft! Ich werde bitter mit meiner Wahrheit. Ihre Miene sagt mir das mit Recht. Doch will ich Sie wegen dieser Wahrheit um Verzeihung bitten, wenn Sie mir gestehen, wie Sie zu meinem Geheimnisse kamen, und was für einen Zweck Sie bei der Veranstaltung des Blendwerkes hatten. Denn

jetzt ist mir alles klar; das Gesicht Antoniens, das mir gestern zum zweiten Mal erschien, habe ich irgend einer künstlichen Veranstaltung von Ihnen zu danken.“

„Gehen Sie, Rudolf. Dieser blinden Verachtung bin ich zu stolz, auch nur ein einziges Wort entgegen zu setzen. Leben Sie wohl. Die Lächerlichkeit dessen hervorzuziehen, was Ihnen in diesen Augenblicken so ausgemacht dünkt, überlasse ich Ihrem eignen bessern Nachdenken.“ — Als hierauf Valeria sah, daß Rudolf noch bleiben wollte, packte sie ihre Sachen zusammen, und ging hinaus ohne ihr Lebewohl zu wiederholen.

Die Gedanken, eine Unschuldige die

ihn liebte, beleidigt, und eine Gelegenheit wunderbare Dinge zu erfahren, welche in sein Geschick verwebt waren, ungeschickter Weise von sich gestoßen zu haben, wurden, mitten in den leeren Träumereien, in denen Rudolf noch lange versunken gelegen, seiner endlich Meister. Er erkundigte sich auf der Post nach dem Wege, den eine Dame genommen hatte, deren Gestalt und Kleidung er beschrieb. Man gab ihm Nachricht, und er verfolgte ihre Reise; lange umsonst. Aus Valeriens Schnelligkeit schloß er den Ernst mit dem die Gekränkte ihre Entfernung betrieb, und je deutlicher ihm dieser wurde, desto mehr wuchs auch seine Begierde sie einzuholen.

Zweites Kapitel.

„Können Sie mir verzeihen, Gräfin?“ war das erste Wort, mit welchem Rudolf Valerien in einem Posthause anredete.

„Herzlich gern. Ich verließ Sie nur, weil ich mich Demüthigungen, wie sie mir wiederfuhren, nicht länger auszusetzen vermochte.“

Die Thränen quollen ihr dabei mit Gewalt aus den Augen, und Rudolf zog die Hand, unter welcher Valeria sie verbergen wollte, an seinen Mund.

„Man beobachtet uns hier zu sehr,“ flüsterte er ihr zu, und sie ließ es geschehen, daß er den Postmeister um ein andres Zimmer ansprach. In diesem, sagte Valeria zu Rudolf, als er einige Fragen gethan hatte: „Fragen Sie mich, so schnell als möglich, und alles, was Sie von mir zu erfahren denken; ich werde aufrichtig seyn, Aber dann lassen Sie uns auch scheiden. Nur die Erinnerung an Sie, hat mich in der Ferne getröstet, der Gedanke an die Liebe, mit welcher Sie mir schmeichelten, hat mich in den schmerzlichsten Bedrängnissen aufgerichtet; die Höflichkeit hingegen, die Sie hier gegen mich annehmen, lehrt mir, mit den frohen Aussichten meiner Zukunft, selbst die höchsten Freuden des vergangenen Lebens

auf. Meine Liebe zu Ihnen, und das Unglück um dieser Liebe willen, warfen mich gestern Abend gleichsam in Ihre Arme. Doch muß ich nochmals hinzusetzen, daß ich auch diesen Betrug nicht ersonnen hatte. Sie haben mir nun Gelegenheit genug gegeben, meine Unbedachtsamkeit bitter zu bereuen. Es soll indessen die letzte seyn, welche mich ein Mann begehen sieht. Beleidigungen von Ihnen gehörten vielleicht dazu, mich einen lange überlegten Schritt, ohne weiteres Bedenken, thun zu lassen; ich endige mein Leben in heiligen Mauern.“

Rudolf erstaunte, und der ernste an's Feierliche grenzende Ton, ließ auch den Zweifel nicht aufkommen, als könne dieser Entschluß wohl die vergängliche

Frucht eines vorübergehenden Unwillens ſeyn.

„In ein Kloſter, Valeria, Du?“ rief er aus! „Erinnerſt Du Dich noch deiner vormaligen Reden über dieſen Gegenſtand?“

„Ach vormals, und jetzt! — Die Leichtſinnige hat ſoviel gebüßt, Rudolf, um verlangen zu können, daß ihre Bekannten ihr die alten Vergehungen, welche ohnedem ſchwer genug auf ihr liegen, nicht aufs neue vor die Augen rücken. Mein Ziel iſt ein Kloſter, das ich mir ſchon in Italien ausgeſucht habe.“

Rudolf liebkoſete ihr ſo lange, bis das Schwermüthige, das auf ihren

Mienen und Worten ruhte, zwar nicht verſchwand, aber doch ſo weich wurde, daß es bis ins Zärtliche nur eines leiſen Ueberganges bedurfte.

„Rudolf!“ ſagte ſie rührend, und ſchüttelte dazu troſtlos den Kopf.

„Valeria!“ rief er, ſie feſter faſſend.

„Alles Trug und Täuſchung!“ ſprach ſie, indem ſie ſich loszumachen ſtrebte. „Ich darf ja doch dieſen Armen nicht vertrauen?“

Rudolf erſparte ſich die Antwort durch einen Kuß, und ſie fuhr fort: „Geheimniſſe, die ich nicht entdecken kann, wehren mir eine genaue Erklä-

lung meiner plötzlichen Abreiſe von Rom. Nur ſo viel, daß ſie mit um Deinetwillen geſchah; daß ich, einzig um Deinetwillen, viel erdulden mußte. Als ich glücklich genug geweſen war, mich der tyranniſchen Behandlung des Grafen Morina zu entziehen, bin ich ganz Italien nach Dir durchreiſet, und habe blos um Deinetwillen den Weg nach Deutſchland eingeſchlagen. Denke Dir, Rudolf, daher meinen Schmerz, Dich zu finden, wie ich Dich fand.“

Man ſchien im Poſthauſe die beiden Fremden ganz vergeſſen zu haben; niemand erkundigte ſich nach ihren Bedürfniſſen.

„Wo bin ich?“ fragte ſich Rudolf

am Morgen beim Erwachen. „Dies also am Ende noch mein Ziel? Haben mich darum so angenehme Träume und Hoffnungen umschwebt, damit ich nun das einförmige Elend des gemeinen Lebens desto tiefer empfinde. Mein guter Genius, höre ich ihn nicht selbst hohnlachend unter den Teufeln, daß er mich so geäfft hat? — Ihr Gemahl? wie? Ja im Rausche der vergangenen Nacht ist mir das Versprechen entschlüpft, welches allem Hohen und Heiligen in mir den Untergang bereiten würde, wenn ich es erfüllen wollte. Drum kann von keiner Erfüllung die Rede seyn, und besser, ich verlasse sie jetzt als später.“

Doch Valeria erwachte vor seiner Ausführung des Vorhabens.

„Es soll so seyn!“ sagte er muthlos, und ließ sich ohne Widerstand in ihre Arme ziehen.

weggenommen werden sollen, und als zeuge seiner Rettung wieder einmal von dem Einflusse jener feindlichen Gewalt, welche es kühnlich wage, sein Schicksal von ihm entfernt zu halten. Seine neue Verbindlichkeit gegen die Gräfin, und die Qual, welche sie mit sich führte, schrieb er ebenfalls dieser feindlichen Gewalt zu. Denn wollte er nicht den häßlichsten Undank auf sich laden; so mußte er Valerien seine Aufrichtigkeit gleichsam verläugnen, und Gunstbezeigungen aller Art freundlich erwiedern, wogegen sein trauendes Gemüth sich unabläßig auflehnte.

Durch seine Gutmüthigkeit verleitet, fing Valeria nach und nach zu glauben an, daß der Trübsinn, wel-

chen seine ganze Gestalt ankündigte, zwar eine Folge des kränkenden Schicksals seiner frühern Liebe seyn möge, ihrer Liebe jedoch nichts beträchtliches mehr im Wege stehe, und sie meinte, diese Aenderung vorzüglich der Wärme danken zu müssen, mit der sie sich den religiösen Gebräuchen ergab. Daher hatte sie auch schon mehrere Mal eine Klage über ihre Entbehrung des priesterlichen Ergens fallen lassen. In dem stillen Seufzer aber, womit Rudolf diese Aeußerung immer erwiederte, wähnte sie seine Zustimmung zu erkennen, und Rudolf lehnte die unverdienten Liebkosungen, welche er dafür erhielt, nicht ab, weil es ihn schmerzte ihr eine Wunde beizubringen; zumal ohne Noth, indem an keine Ehe zwischen ihnen beiden zu

daß es hätte anders seyn können. Sogar die Andacht gnügte ihm nicht, wie sehr er sich ihr auch überließ. Seine höchste Entzückung verunreinigte der Gedanke, daß er vielleicht der sündige Mensch wäre, welcher Leonoren durch die Rettung selbst zerstört hätte, da ihr jetziges Leben, nach seiner Meinung, nichts als die vollkommenste Zerstörung seyn konnte. Zu diesem Elende kam noch, daß Valeria alle trüben Launen des Mannes mit einer unmenschlichen Geduld behandelte, und, mit Aufopferung ihrer selbst, nichts unversucht ließ, sich den Platz zu verdienen, den sie in seiner Brust zu behaupten wünschte. Der ihr vormals so fremde Anflug von Religiosität, den sie mitgebracht hatte, schien in Rudolfs Umgang

Viertes Kapitel.

Rudolfs Ziel blieb, ohngeachtet des Kriegs, der jetzt das ganze Italien bedrohte, immer noch dieses Land. Doch war es, als ob er auch einen Widerwillen gegen daſſelbe in ſich ſpürte, wenn er an die Geſellſchaft dachte, in der er die heilige Erde nun betreten ſollte. Sein zerſtörter Plan war zu feſt beſtimmt geweſen, als daß ſich der Künſtler ſo leicht an einen andern hätte gewöhnen können. Er flog noch immer vor ihm hin und her, und verletzte ſo ſeine Augen aufs ſchmerzlichſte.

weggenommen werden sollen, und als zeuge seiner Rettung wieder einmal von dem Einflusse jener feindlichen Gewalt, welche es kühnlich wage, sein Schicksal von ihm entfernt zu halten. Seine neue Verbindlichkeit gegen die Gräfin, und die Qual, welche sie mit sich führte, schrieb er ebenfalls dieser feindlichen Gewalt zu. Denn wollte er nicht den häßlichsten Undank auf sich laden; so mußte er Valerien seine Aufrichtigkeit gleichsam verläugnen, und Gunstbezeigungen aller Art freundlich erwiedern, wogegen sein trauerndes Gemüth sich unabläßig auflehnte.

Durch seine Gutmüthigkeit verleitet, fing Valeria nach und nach zu glauben an, daß der Trübsinn, wel-

Viertes Kapitel.

Rudolfs Ziel blieb, ohngeachtet des Kriegs, der jetzt das ganze Italien bedrohte, immer noch dieses Land. Doch war es, als ob er auch einen Widerwillen gegen daſſelbe in ſich ſpürte, wenn er an die Geſellſchaft dachte, in der er die heilige Erde nun betreten ſollte. Sein zerſtörter Plan war zu feſt beſtimmt geweſen, als daß ſich der Künſtler ſo leicht an einen andern hätte gewöhnen können. Er flog noch immer vor ihm hin und her, und verletzte ſo ſeine Augen aufs ſchmerzlichſte.

Daher kam es auch, daß Rudolf hier und da in deutschen Städten ohne Noth verweilte. Er ließ sich dabei hauptsächlich mit Portraitmalen ein, größtentheils aus dem geheimen Grunde, Valerien das schuldige Geld sobald als möglich zurückgeben zu können. In B. hatte er wirklich mehrere Aufträge mit Beifall ausgeführt, obgleich es ihm nicht gelungen war, sich einen großen Ruf zu erwerben, als mit Einem Male ein Künstler, Namens Solano erschien, welchem dies in der ersten Woche schon vollkommen glückte, so daß Rudolf, dem die Arbeiten des Mannes zu Gesicht gekommen waren, sehr begierig wurde, ihn selbst kennen zu lernen. Denn eine äußerst einnehmende Person gehörte dazu, den Mangel alles Kunsttalents in einem Künst-

ler bis zu dem Grade vergessen zu machen. — Es kam so weit, daß der Luxus den Frauen befahl, nach einem Miniaturbilde von Solimo zu streben, und daß dieser, der nicht alles allein fertigen konnte, und doch zögerte, den ansehnlichen Gewinn von der Hand zu weisen, sich nach einem Gehülfen umsehen mußte, welcher geschickt wäre ihn der Hälfte seiner Arbeit zu überheben. Solimo hatte sich erkundigt, und von Rudolph so viel gehört, daß er keine Zeit versäumte, zu diesem zu gehen, und ihm ohne Umschweife den Antrag zu machen.

Die Befriedigung des Wunsches, den Mann kennen zu lernen, hieß Rudolfen die kecke Beleidigung vergessen.

Mit Lächeln lehnte er die Sache ab, und gewährte dem Fremden recht freundlich die Bitte, ihn etwas von seinen Arbeiten sehen zu lassen. Die Aufsichtigkeit mit der Solano zeigte, wie unbegreiflich sonderbar ihm Rudolfs Worte und Werke vorkamen, gefiel diesem so wohl, daß er lange, und auch dann noch gerne mit ihm sprach, als er schon überzeugt war, daß zwischen des Fremden Gesinnungen und den seinigen eine Verschiedenheit statt fände, welche in keinem Punkte jemals einer Auflösung fähig wäre. Die Unterhaltung führte sie bald nach Italien, woher Solano gekommen war. Rudolf erkundigte sich nach dortigen Künstlern, allein der Italiäner kannte nur wenige, und auch diese blos dem Namen nach. Denn er hatte der

Kunst seit seiner Kindheit keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt, sondern, wie er sagte, ernstern Dingen lieber nachgehangen, und die Malerei, welche er jetzt trieb, war nichts weiter als ein Nothbehelf gewesen, nach dem er seit seiner Flucht aus **, wo er als ein Anhänger der Freiheit, der gesetzlichen Ahndung nur mit Mühe entgangen war, zu seinem Unterhalt gegriffen hatte. „So“ fügte Solano hinzu, „ist es nicht selten der Noth vorbehalten, ein Talent an den Tag zu ziehen, welches ohne sie ewig vergraben gelegen hätte.“ Seine Augen schienen dabei von Rudolfen die Bekräftigung der Sache zu fordern, aber dieser brach davon ab. Er fragte blos nach einigen Kunstsachen, worüber Solano jedoch keine Auskunft zu geben vermoch-

te. Deſto umſtändlicher war er in ſeinen Schilderungen des Krieges, und der Ausgelaſſenheit, die ſolcher mit ſich führte, und ſchien am liebſten bei der Gefahr zu verweilen, welcher er nur mit genauer Noth hatte entrinnen können. Er nannte die Gefährten, die vor ſeinen Augen aufgeknüpft worden, und unter ihnen den Namen Morina.

„Morina?“ fragte Valeria und erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden. Alle Kennzeichen verriethen, daß es wirklich ihr Gemahl war. Eins unter andern war auch der an ſeinem Bruder Leonardo verſuchte Mord.

„Wie aber,“ rief Valeria, „wie konnte er wagen nach Italien zu gehen?“

„Bei ſeinen franzöſiſchen Verbindungen war dieſes ſo kühn eben nicht. Nur die Hauptſtadt von *** hätte er nicht ſo früh betreten ſollen, auf welche er aber freilich von jeher ſeine Unternehmungen vorzüglich berechnet haben mochte. Auch würde er dem Tode ſicher entgangen ſeyn, wenn ſein Bruder, derſelbe, welchem er nach dem Leben getrachtet hatte, einen Tag früher eingetroffen wäre.“

„Wie“ rief Rudolph erſtaunt, „dieſer Bruder wäre noch am Leben?“

„Und ſcheint,“ erwiederte jener, „einen großen Einfluß erlangt zu haben, ſo wenig er ihn auch öffentlich gelten macht.“

„Und doch,“ sagte Rudolph mit Kopfschütteln, „hat in Florenz noch vor Kurzem ein Bandit im Sterben seine Ermordung ausgesagt?“

„Die Begebenheit muß Ihnen sehr nahe liegen!“ rief Solano. „Um so lieber ist mir's, daß ich Sie genau davon unterrichten kann. Der Bandit, dessen Sie gedachten, hat auch wirklich von dem Morde gewußt, doch dabei ist er nicht gewesen. Die ihm untergeordneten Gehülfen, welche die That vollbringen sollten, benutzten das, indem sie sich Leonardo's Leben von ihm selbst noch einmal bezahlen ließen, und erhielten sein Ehrenwort, daß er sogleich aus Florenz gehen, auch sie niemals verrathen wolle. Ein andrer Mord, worüber sie in** ergrif-

fen wurden, bewog die Böſewichter und das vor einem Monat erſt, zu dem Geſtändniſſe, wodurch ſie Leonardo's Vorſprache zu erlangen hofften.“

Fünftes Kapitel.

Seit dieſer Entdeckung kannte Rudolf nicht einmal mehr einen Schein von Ruhe. Alles zog ihn gewaltig nach Italien; und doch hatte er erſt ein Familiengemälde von vielen Figuren angefangen, welches nothwendig zuvor fertig werden mußte. Er hatte doppelte Arbeit damit, weil er ſah, wie wenig ihm das Bild gelingen wollte, und hierdurch wurde ihm der längere Aufenthalt in B. noch verdrüßlicher. Dazu kam, daß Valeria geſchäftig genug war, ihm durch deut-

liche Winke, wie ja nun der kirchlichen Bestätigung ihrer Verbindung nichts mehr im Wege sey, denselben vollends zu verleiten. Hiergegen schützte sich Rudolf Anfangs zwar mit dem Vorwande, daß der Erzählung Solano's das Zuverläßige mangle. Allein auch diese Ausflucht wurde bald durch eine bestimmte Nachricht von Morina's Hinrichtung ebenfalls vernichtet, und er mußte, da mit ihr alle seine Einwendungen erschöpft waren, sich durch Ausweichung solcher Gespräche so viel als möglich zu retten suchen.

Dieses Benehmen verstimmte Valerien bis zu einem hohen Grade, so daß ihr Verhältnis mit Rudolfen noch widriger geworden seyn würde, wenn

Solano nicht gewesen wäre. Dieser aber, der bald alle seine Feierstunden in ihrem Hause zubrachte, ward immer der Punkt von dem nach jedem Zwiespalt ihr besseres Vernehmen ausging. Seine heitre Laune verfolgte die verdrüßlichen Mienen und stellte wenigstens eine oberflächliche Zufriedenheit wieder her.

In einem glücklichern Zustande würde Rudolf den neuen Bekannten vielleicht gänzlich vermieden haben, in dessen Gemüthe auch kein Ton lag, welcher mit den seinigen hätte stimmen können. Doch auf diese Weise füllte Solano ihm seine Zeit gar erwünscht aus, und die Abende, wo dieser fremden Einladungen Gehör gegeben, wurden Rudolfen unbeschreiblich lang.

Valerien nicht weniger; denn von allem Anfange hatte der italiänische Maler ihren Beifall gewonnen. Seine junge, kräftige Gestalt empfahl ihn noch mehr aber das Verlangen, einer ganzen Stadt könnte man sagen, nach seinem Umgange, und es würde Rudolfen sicher nicht entgangen seyn, wie Valeria von der ersten Bekanntschaft mit Solano, auf die Nachläßigkeit in ihrer Kleidung ungleich mehr Zeit als zuvor verwandte, wenn Rudolf in diesen Tagen für dergleichen Beobachtungen Sinn gehabt hätte. Eben so würde er bemerkt haben, daß Solano sich gegen Valeriens Aufmerksamkeit nicht unempfindlich zeigte, und daß der Leichtsinn seiner Gespräche, und Erzählungen sich in der Folge immer an ihren fröhlichen Augen neu ent-

zündete. Es war aber dieſes nicht jener herrliche Leichtſinn, welcher gleichſam mit dem gewaltigen Schickſale ſelber zu ſpielen ſcheint, ſondern die gemeine Leichtfertigkeit, die alles Große hinabzuziehen trachtet, und worein ſich die ärmern Seelen ſo gern verlieren. Nichts war dem Solano zu heilig für ſeine Ausgelaſſenheit, und doch war dieſe wieder nicht ausgelaſſen genug, um ſich über das Alltägliche zu erheben. Immer mußte ſie mit der ſogenannten Aufklärung des Zeitalters regelmäßigen Schritt halten. Beſonders intereſſant zeigte ſich Solano bei dem Vortrage verliebter Abentheuer, den er mit vieler Glut zu beleben verſtand. Hierdurch wirkte er auch vielleicht am entſchiedenſten auf Valeriens Lüſternheit. Die ſchalk-

haften Bilder von ehemals, die jeither nur selten in ihrer Einbildungskraft rege geworden waren, bewegten sich auf einmal wieder. Das fromme Wesen, welches sich neuerlich an ihr gezeigt hatte, verschwand allmählich aus ihrem Thun, und es wurde mehr als zu deutlich, daß diese Frömmigkeit eigentlich nichts gewesen war, als der Wiederschein eines hohen Gemüths, dessen Umgang sie in der letzten Zeit vor der Wiedervereinigung mit Rudolf, mochte genossen haben. Wäre dieser zeither nicht ihre einzige Gesellschaft, und seine Religiosität nicht gewesen, so würde man schon längst in Valerien die Sinnlichkeit, welche sich gewaltsam nach den Heiligen gekehrt fühlte, in der zuvor gewohnten natürlichern Richtung wieder gesehen haben,

in der sie sich jetzt aufs neue und so laut ankündigte, daß der unachtsame Rudolf selbst nach und nach ein Einverständnis zwischen Solano und ihr gewahr wurde. Ein Billet des Italiäners an sie, das der Zufall in seine Hände spielte, gab ihm bald darauf vollkommenen Aufschluß über die Art ihres Verhältnisses. So wenig er aber auch Lust hatte, sich deshalb etwas merken zu lassen, so widrig war es ihm doch, daß Valeria unter den Umständen immer noch zuweilen von einer förmlichen Trauung sprach, bis er endlich aus einer schriftlichen Frage von ihr inne wurde, daß sie wohl eigentlich nur wissen wolle, woran sie wäre, um sich für Solano öffentlich erklären zu können. Der Brief war in einem zu unfreundlichen, und recht-

haberischen Tone abgefaßt, als daß Rudolf sich für verpflichtet gehalten hätte, ihr aus dem aufgefundenen Billet des Solano länger ein Geheimniß zu machen. Er übergab es ihr statt aller Antwort.

Die Röthe, welche Valerien beim Erblicken desselben überflog, wurde bald von einem lauten Lachen verdrängt, mit dem sie sich Rudolfen in die Arme warf und sagte: „Wenigstens siehst Du meinen guten Willen auf eine anständigere Weise als diese, von Dir loszukommen.“

Es mochte übrigens Valerien nicht schwer geworden seyn, dem Solano wunderliche Erklärungen ihres Umgangs mit Rudolf zu machen. Denn

er war wirklich in ſie verliebt, ſo daß er ſie auch ſchon in einigen Wochen heirathete. Da nun die Nachricht von der allgemeinen Amneſtie für alle Revolutionsanhänger in ***, grade in die Zeit traf, wo Rudolf mit ſeinem Familienbilde zu Stande kam, ſo entſchloß er ſich, die Reiſe nach Italien in Gemeinſchaft mit Valerien und Solano zu unternehmen, welches ihm unterweges großen Aufenthalt zu erſparen verſprach, weil letzterer Bekannte unter den franzöſiſchen Anführern in der Schweiz hatte.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Wege endlich fing Rudolf an, seiner Existenz wieder bewußt zu werden. Die Verworrenheit, worein er gerathen, schien ihm einen Ausgang verstatten zu wollen. Ja, zuweilen kam ihm sogar der erlittne Verlust wie ein seltsamer Traum vor, welchen einst noch die Wirklichkeit zur Lüge machen müsse. Von Leonardo aus knüpfte sich alles Schöne, das er eingebüßt, seinem Leben wieder an, und dieser Gedanke konnte ihn fröhlicher machen, als Küsse und Tändeln die beiden An-

dern. Immer waren sie es auch bei denen die Unterhaltung zu stocken begann, und welche die Aufforderung zu einer allgemeinen thaten. Denn er kannte nichts Besseres, als in sich selbst versunken dasitzen, und neue Plane bilden zu können. Er hatte es auch schon oft bereut, daß er die Reise nicht allein unternommen; er würde dann viel ungestörter in seiner neu geschaffenen Welt haben herumschweifen dürfen. Dazu kam noch, daß ihm bei jedem lebhaften Gedanken an Leonardo und den Kreis desselben, die frivolen Gespräche Solano's mit Valerien unausstehlicher wurden, als jemals. Dennoch war er, wenn er nicht unhöflich seyn wollte, zuweilen genöthigt darauf zu hören, auch wohl an der Lektüre von Büchern und an-

dern Dingen Antheil zu nehmen, denen er keinen Geſchmack abgewinnen konnte; zumal da er ſich den Vorwurf ſchon hatte gefallen laſſen müſſen, daß man in ihm einen ſehr ſchlechten Reiſegefährten getroffen.

Eines Abends als ſich die Langeweile wieder einmal mit ihnen im Nachtquartier eingefunden, und auch die wenigen Bücher, welche der Italiäner zur Unterhaltung mitgenommen hatte, dieſe nicht hervorzubringen vermochten, erhob ſich Solano endlich vom Stuhle und rief: „Trügt mich mein Gedächtnis nicht aufs ärgſte, ſo muß eine Schrift in meinem Koffer liegen, deren Seltſames heute, da das Gewöhnliche nicht ausreichen will, vielleicht den beſten Stoff zum Zeitvertreibe abgiebt.“

Er ſuchte lange, und endlich kam er in der That mit dem Manuſcripte zurück.

„Ich habe“ ſagte er, „nur hin und wieder darin geleſen, und, ſelbſt wenn es ein bloßer Roman ſeyn ſollte, faſt unglaublich gefunden, daß ſich in unſern beſſern Tagen noch irgend ein Menſch ſo weit mit dem Aberglauben einlaſſen konnte. Man würde gar nicht denken, daß die Welt, welche in dem Hefte vorkommt, die nämliche wäre, in der wir leben, wenn nicht einige Nebenumſtände, die mir beim Durchblättern auffielen, dieſes bewieſen. Alles, worauf ich gerathen bin, ſtößt ſo feindſelig mit unſrer Kultur zuſammen, daß ich um Verzeihung bitten muß, wenn ich die

Lektüre wirklich anfangen will. Der Mangel jedes Sinnes für Aufklärung, welcher die Hauptperſonen in der Handſchrift auszeichnet, würde nicht auszuhalten ſeyn, wenn er nicht ſogar tief ins Lächerliche hineinginge.“

„Wozu nur die langweiligen Vorreden,“ rief Valeria, „die mir an allen Dingen ſo unausſtehlich ſind? Angefangen, und damit gut. Wir werden ja hören, und auch aufhören, wenn unſre Ohren nicht länger wollen.“

„Nur einen Augenblick erlauben Sie mir den Heft, Solano,“ ſagte Rudolf, deſſen Aufmerkſamkeit hoch geſpannt war, und Solano überreichte ihm denſelben.

„In italiäniſcher Sprache, wie ich ſehe!“ rief Rudolf. „Und von Frauenzimmerhand. Das ſcheinen wenigſtens die ſchwachen, zierlichen Buchſtaben zu verrathen.“

„Es iſt mir auch ſo vorgekommen,“ erwiederte Solano.

„Und wie gerieth die Handſchrift an Sie?“ fragte Rudolf mit ſichtbarem Intereſſe.

„Sonderbar genug. Es war in Italien und um noch beſtimmter zu reden in Ch**. Ein lautes Lachen reizte mich in einen Kreis franzöſiſcher Soldaten zu treten, worin einer ſtand, der den Kameraden ein Stück aus dieſer Schrift zur Karrikatur

verzerrt, vorlas. Ich erkundigte mich nach dem Beſitzer des Hefts, welcher gar nicht Anſtand nahm, einen Beſitz auf mich übergehen zu laſſen, der, wie er ſagte, bereits ſeinen Zweck erfüllt habe. Dazu wies er auf die freundlichen Mienen der Umſtehenden. Ich fragte nach dem Urſprunge des Manuſcripts. Er konnte mir aber nichts ſagen, als daß er einen Alten, an einem einſamen Orte jener Gegend, darin habe leſen, und dabei recht oft die Augen zum Himmel kehren ſehen. Dadurch ſey er aufmerkſam geworden. Der Alte habe ihm hierauf die Schrift in die Hände geben ſollen. Mit Zittern ſey dies nach vielen Weigerungen endlich geſchehen. Als er nun, ſo erzählte der Soldat weiter, bald inne geworden,

daß es eine Schrift ſey, womit der alte Mann nur ſeinen Aberglauben nähre, hätte er ſie in die Taſche geſteckt, und wäre fortgegangen. Da habe ihm aber der Alte gar keine Ruhe gelaſſen, ſondern ihn, um das Buch jammernd, verfolgt, und gebeten, ja ſogar, als das Bitten umſonſt geweſen, mit wahrhaft jugendlichen Kräften Hand an ihn gelegt. Die Ueberwältigung würde dem Greiſe auch ſicher gelungen ſeyn, wenn nicht mehrere franzöſiſche Soldaten dazu gekommen wären, die den fanatiſchen Alten zur Erde geworfen hätten. — Die vernünftigen, aufgeklärten Reden dieſes gemeinen Soldaten, machten mir übrigens damals ſchon den Kontraſt um ſo ſchreiender, in welchem dieſe Schrift mit der Höhe des

Zeitalters ſteht, und ich würde ſie gewiß für die bitterſte Perſiflage auf die Anhänger der Religion halten, wenn nicht manches darzuthun ſchiene, als ob es dem Verfaſſer, oder der Verfaſſerin vollkommener Ernſt damit geweſen wäre.“

Valeria konnte leicht errathen, was Rudolf von der modernen Rede des Italieners halten würde. Nach einem kurzen Blick auf den vormaligen Geliebten drückte ſie daher die Lippen zuſammen, wie man zu thun pflegt, wenn man ein Lachen gern verbergen möchte.

Während der Zeit betrachtete Rudolf das Manuſcript mit ſtiller Ehr-

furcht. „Hier fehlt ja,“ sagte er, „ein ganzes Stück.“

„Ja,“ erwiederte Solano, „doch nicht durch meine Schuld. Es ist wahrscheinlich in Ermangelung andern Papiers von dem letzten Besitzer abgerissen worden. Indessen kann uns das keinen Unterschied machen, da blos die Schlußblätter zu fehlen scheinen, und wir ja doch nicht die Sache bis dahin verfolgen werden.“

„Sie sind ja aber ordentlich in das Manuscript versunken, lieber Linden,“ fügte Solano hinzu, indem er's aus Rudolfs Händen nahm. Rudolf gab keine Antwort. Solano legte hierauf seine Stirn in Falten

und bereitete auf noch mancherlei andre lächerliche Weisen sein Leseramt vor, ehe er es anfing.

„In italiäniſcher Sprache, wie ich ſehe!“ rief Rudolf. „Und von Frauenzimmerhand. Das ſcheinen wenigſtens die ſchwachen, zierlichen Buchſtaben zu verrathen.“

„Es iſt mir auch ſo vorgekommen,“ erwiederte Solano.

„Und wie gerieth die Handſchrift an Sie?“ fragte Rudolf mit ſichtbarem Intereſſe.

„Sonderbar genug. Es war in Italien und um noch beſtimmter zu reden in Ch**. Ein lautes Lachen reizte mich in einen Kreis franzöſiſcher Soldaten zu treten, worin einer ſtand, der den Kameraden ein Stück aus dieſer Schrift zur Karrikatur

ten meines Lebens nicht ſo ſehr erheben, um ſie nur im Vorübereilen zu berühren, und meinen Augen Kraft, daß ſie die zitternden Spuren nicht wieder auslöſchen.

Italien, und zwar * * * iſt mein Vaterland. Meine Eltern müſſen ſehr frühzeitig geſtorben ſeyn, denn ich lebte ſchon eine Zeitlang auf dem Gute einer bejahrten Verwandten, ehe ich mich ihrer und meines vorigen Aufenthalts erinnerte. Eine Krankheit, welcher ich im achten Jahre unterlag, brachte mich darauf, und äußerte überhaupt einen ſo großen Einfluß auf meine ganze Lebenszeit, daß ich meine Erzählung am geſchicklichſten mit dieſer Krankheit anfangen, und von den vorhergegangenen, un-

bedeutenden Jahren nur beiläufig das Nöthige bemerken werde. Man fürchtete, wie ich nachmals erfuhr, während dieser Krankheit viel für mein Leben, und doch litt ich, ausser einem unersättlichen Durste nur wenig dabei. Sogar die Träume in meiner Hitze hatten selten eine schreckliche Gestalt, und erfreuten mich mehr, als sie beunruhigten. Gemeiniglich führten sie mich in Zimmer, weit höher, und geschmückter, als die, in denen ich lebte. Eine große Anzahl sehr verschiedner Gesichter umgab hier eine Dame, von der ich inniger als von allen andern geliebkoset wurde. Zuweilen spielte sie auf der Zither. Hierauf lag sie in einem Bette, wonach die Wärterin, welche mich trug, mit ängstlicher Geberde, und so kläglichem

Töne hinzeigte, daß ich zu weinen anfangen müßte. Die Dame im Bette winkte dann, und küßte mich voller Herzlichkeit. Dann weinte wieder einmal alles im ganzen Hause, und die Dame im Bette regte sich nicht mehr, als man mich vor sie hintrug, mochte ich auch sie aufrufen, so viel ich wollte. Ich wurde in andre Zimmer gebracht, und fürchtete mich vor den vielen schwarzen Leuten, die ich hier antraf, so lange, bis ich gewiß wußte, daß ich sie alle schon in schönen, bunten Kleidern gesehen hatte. Die Frau, welche mich gemeiniglich trug, redete mir alsdann sehr viel von heiligen Engeln vor, so die Dame mit sich genommen hätten. Sie richtete dazu mein Gesicht nach dem Himmel und

faltete mir die kleinen Hände in einander. Ein ander Mal befand ich mich wieder in unſern wirklichen Zimmern, und es war mir, als ſetzte ſich die Dame neben mich, und als wären die Engel von den Bildern, die in der Stube hingen, heruntergeflogen, ſie zu umgeben, und ihr ſchöne Lieder vorzuſingen, welche grade den Klang hatten, wie vormals ihre Zither. Das alles erſchien, wiewohl gar nicht nach dieſer geordneten Reihe in meinen Träumen. Die Tante, der ich es in den ruhigen Augenblicken, und nach überſtandner Krankheit erzählte, verwunderte ſich nicht wenig, wie Ereigniſſe, die zuvor meinem Gedächtniſſe gänzlich entſchlüpft ſchienen, in den Träumen der Kranken ſo wunderbar aufgelebt waren.

Als ich nach völliger Wiederherstellung, mit ihr zum ersten Male in der Kirche gewesen, begegnete uns ein Mann bei Jahren, welcher tagtäglich in der zwölften Stunde vor unserm Hause vorbeizugehen und die Tante, die um diese Zeit immer am Fenster war, mit großer Ehrerbietung zu grüßen pflegte. Der Mann war in der ganzen Gegend unter dem Namen des Einsiedlers bekannt, ob er schon in keiner eigentlichen Klause lebte, sondern nur in einem etwas abgelegenen, von einem Garten umgebenen Hause. Seine Absonderung von der Welt gab zu dieser Bemerkung Anlaß, und die unverkennbare Frömmigkeit, so wie der beste Wille, einem jeden, der ihn darum ersuchte, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wie gewöhn-

sonst ritt er die folgenden Tage wieder Mittags gegen zwölf Uhr, auf seinem Maulthiere, mit stillem Gruße vorüber.

Ich dachte indessen, nach meinen Kräften, der Rede Amaldi's nach. Ich suchte unter den Erbauungsbüchern meiner Tante, erkundigte mich über das, was ich nicht verstand, bei ihr selbst, und bekam nach und nach so ziemlich heraus, was der Einsiedler mit der Offenbahrung von oben hatte sagen wollen. Nach Verfluß einiger Jahre ging ich noch weiter als er; ich verwarf die Möglichkeit meine Traumgeschichte aus natürlichen Zusammenhange der Dinge zu erklären, weil ich meine Erfahrung noch zu wenig dem wirklichen Leben, ja fast ganz allein

den Geschichten einiger Heiligen zu danken hatte. Mein Beruf, nur der Kirche zu leben, kam mir mit jedem Tage entschiedner vor, und bald betrachtete ich die Heiligenbilder in unsern Zimmern, an die mich sonst nur ein kindisches Gefallen gezogen hatte, als Wegweiser zu meinem Ziele. Ich konnte zu Stunden vor ihnen auf den Knieen liegen, und die süßen Mienen, welche den Märtyrern selbst im schrecklichsten Schmerze getreu blieben, machten mir die Resignation auf alle irdische Freuden so unbedingt wünschenswerth, daß ich dem Einsiedler über seine matte Einwendung, nach der nur männliche Gemüther der Welt entsagen dürften, in meinem dreizehnten Jahre ordentlich zu zürnen anfing. Denn für ein solches Gemüth fühlte

ich mich viel zu weich, und doch machte mir nichts eine gröſsere Freude als die Uebungen in der Kunſt ſich Bedürfniſſe zu verſagen. Ich hatte es darinn auch ſchon ſo weit gebracht, daſs die Tante, welche, wie ſie verſprochen, den Einſiedler von Zeit zu Zeit in meiner Geſellſchaft beſuchte, und ſeit dem erſten Male allezeit nur leiſe und in einiger Entfernung ihr Anliegen ausgeſchüttet, und ſeinen Rath empfangen hatte, einsmals ohne alles Geheimnis vor mir, ihm entdeckte, wie ſie es ſich zur Sünde anrechne, mich länger von meinem ſtillen Wege abzuhalten.

Amaldi begleitete hierbei ſein Kopfſchütteln mit einer ſtrengern Miene, als ſonſt ſein Widerſpruch gegen die Tante

zu haben pflegte. Doch gerieth er sogleich wieder in dem ihm eignen sanften Ton, und hielt dafür, daß es die Tante nur noch einige Jahre bei meiner bisherigen Erziehung bewenden lassen möge. Im funfzehnten sey schon eher etwas über den Beruf zum Kloster zu bestimmen, zumal wenn sie während der Zeit sich einen Winter in der Residenz aufhalten wolle. Große Städte und Gesellschaften wären die sichersten Prüfungssteine, ob ein junges Herz zur Entsagung oder zu der Welt sich hinneige. Meine Tante machte Einwendungen, die er, wie ich hoffte, schwer widerlegen konnte. Aber er berief sich auf ihre eignen Gefühle, auf die bedeutenden Veränderungen, welche im funfzehnten Jahre in ihr vorgegangen wären. Es ent-

ging mir dabei so wenig, daß der Mann sich die Hand vor die Augen legte, und heftig bewegt war, als daß die Tante ihr Schnupftuch schnell ergriff, und damit über ihr abgewandtes Gesicht fuhr.

„Ja,“ sagte sie, nach einem tiefen Athemzuge, zu meinem größten Leidwesen, „es mag so sein Bewenden haben.“

So gern ich auch über die erwähnte Veränderung in den Gefühlen der Tante ein mehreres gewußt hätte, und so wenig ich mir mit Bestimmtheit angeben konnte, warum mich eine grade Frage deshalb nicht weit führen würde, so fand ich doch für gut einen Umweg zu nehmen, und mich erst blos

zu erkundigen, ob ſie den Einſiedler vielleicht ſchon in frühern Jahren gekannt habe? Sie beantwortete das mit ja. Er ſey in dem Hauſe eines ihrer Verwandten aus und eingegangen, und habe immer den Ruf eines unbeſcholtenen Wandels für ſich gehabt.

Es befremdete mich, daß der Mann, der doch unverheirathet geblieben war, nicht den Gebräuchen der Kirche in der Folge genauer nachgelebt, und ſtatt eines Kloſters oder einer Waldzelle, ein weltliches Haus gewählt hatte, und ich nahm mir vor, ihn beim erſten Beſuche darüber zu befragen. Nach einigen Umſchweifen in der ſeine Rede mehrmals durch Blicke auf die Tante zum Stocken zu kommen

schien, sagte er, daß er sich zu vertraut mit den Gebräuchen unsrer Vorfahren gemacht hätte, um sich eines Widerwillens gegen das heutige Kloster- und Klausnerleben erwehren zu können. Es sey ein zu großes Verhältnis unter dem größten Theil der Leute eingeschlichen, die sich Gott zu Ehren von der Welt abgesondert hätten. Die innre Stimme, welche einst den heiligen Antonius nach Aegypten in die Wüste getrieben, scheine nur wenige Ordensbrüder noch zu beleben. Aeußere Veranlassungen, ja wohl gar die Macht der Verwandten zwinge manchem ein Gelübde auf, dessen Strenge er sich im Stillen gottloser Weise zu entziehen suche, und sonach sey der Schein an Orten zur Herrschaft gelangt, wo er die unerbittlich-

ſte Verbannung erleiden ſollte. Die weltlichſten Gemüther verbärgen ſich unter dem Ordenskleide, und ſuchten ſich zum Erſatz für verlorne Bequemlichkeiten an dem Müſſiggange zu erfreuen, der bei ihnen die Stelle gottſeliger Beſchäftigungen vertreten müſſe. Der Zweck, das Liebſte auf der Welt um Gottes willen zu verlaſſen, und ſich durch gute Werke und Entſagungen aller Art, den Heiligen zu nähern, dünke den meiſten eine ſinnloſe Fabel. Kein andächtiges Gebet verkläre ihr Antlitz. Die ſchönen Formeln fielen leblos von ihren Lippen. Denn der tiefe, herrliche Sinn derſelben; welcher in keinem kalten Herzen geboren werden könne, ſey nicht da, ſie hinauf in den Himmel zu heben. Das Zeichen des Kreuzes, das ihre Hände

machten, sähe man in ihren kraftlosen Augen nicht wiederglänzen, denn ihre Hände wüßten kaum, was sie thäten. — Das hätte ihn abgewandt von Kloster und Klause. Ein Vorsteher der Kirche wäre er gern geworden, oder da dieses unmöglich gewesen, so hätte er wenigstens bei einem Manne von Einfluß Gewicht zu erhalten gewünscht. Dahin sey er auch bei dem Kardinal ** gekommen. Allein des Mannes argwöhnische Gemüthsart habe ihm entgegen gestanden. Der Kardinal hatte ihm ehrgeizige Absichten zugetraut, und ihn durch ein anhaltendes kaltes Betragen, den Wink gegeben, sich von ihm zu entfernen.

„Ein ander Mal davon!“ sagte Amaldi, als ich ihn fragte, warum

er ſich grade in dieſer Gegend angekauft hätte?

Je tiefern Eindruck ſeine Rede auf mich gemacht hatte, deſto unſichrer war ich durch ſelbige geworden. Ein unſeliges Schwanken zwiſchen dem Pfade der Welt und des Himmels bemächtigte ſich meiner. Ich vertauſchte die Kleidung, welche mir die Tante, um mich zu erfreuen, nach Art der Nonnentracht hatte einrichten laſſen, mit einer gewöhnlichen, und kehrte ſorgfältig meinen Blick von der Zukunft ab. Bisweilen aber labte ich mich doch auch an einem matten freundlichen Schimmer, der meine Zukunft erleuchtete. Ich ſah mich dann auf einem eignen Wege nach den Heili-

gen zugehen, deren Verehrung ich noch nie eifriger betrieben hatte.

Die Tante wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie fürchtete, daß ich am Ende weder für die Gesellschaft noch für das Zellenleben taugen möchte, Amaldi hingegen, den sie ihre ängstlichen Zweifel deshalb eröffnete, sprach indem er sie mit tröstender Miene ansah, und mir die Hand drückte: „Fahren Sie fort, Fräulein Antonie. Der Weg, den Sie betreten, ist zwar den kirchlichen Einrichtungen nicht durchaus gemäs, Sie werden den rechten aber gewis noch finden. Fahren Sie nur so fort“

„Ja, Antonie,“ rief Solano, das Manuscript zur Erde werfend, „Fah-

ren Sie fort, so lange Sie wollen. Ich aber werde es wohl bleiben lassen! Da liest man und liest, und thut alles mögliche mit Ton und Geberden, und dennoch ist kein Mensch zum Lachen zu bringen. Es ist wahrhaftig entsetzlich, solch ascetisches Gewäsch in unsern Tagen!« —

Ein sonderbarer Kontrast stellte sich nun dar. Solano im Eifer gegen das Vorgelesene, Rudolf voller Begierde nach dem Hefte greifend, und Valeria dazwischen, welche von des Italiäners heftigem Tone getroffen, sich allmählig aus dem Schlafe emporrichtete.

gen zugehen, deren Verehrung ich noch nie eifriger betrieben hatte.

Die Tante wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie fürchtete, daß ich am Ende weder für die Gesellschaft noch für das Zellenleben taugen möchte, Amaldi hingegen, den sie ihre ängstlichen Zweifel deshalb eröffnete, sprach indem er sie mit tröstender Miene ansah, und mir die Hand drückte: „Fahren Sie fort, Fräulein Antonie. Der Weg, den Sie betreten, ist zwar den kirchlichen Einrichtungen nicht durchaus gemäs, Sie werden den rechten aber gewis noch finden. Fahren Sie nur so fort“

„Ja, Antonie,“ rief Solano, das Manuscript zur Erde werfend, „Fah-

munterung erhoben ſich meine Bitten zu den Heiligen immer zu einer gröſſern Inbrunſt. Beſonders entzückte mich ein Gemälde von der Mutter Gottes, welches in einer Kapelle, die Amaldi ſeinem Garten beigefügt, ſeinen Platz hatte. Ohne Bedürfniß ruhte das göttliche Kind in ihrem Schooſe, und in Marienn Blicke lag nicht nur die Freude der Mutter, ſondern auch das erhabene Bewuſtſeyn, daß ihr unter allen Müttern die oberſte Stelle gebühre. Der Geiſt, durch den ſie Mutter geworden, leuchtete rein und lauter aus ihren Augen auf die Augen des kleinen Sohnes, aus welchen er ſeinen Glanz zu verſtärken ſchien.

Ich erſuchte den Einſiedler um ei-

nen Schlüssel zu dieser Kapelle, weil ich zuweilen eine Art von Wallfahrt dahin anzustellen wünschte. Er lobte meinen Vorsatz, indem er die Bitte bewilligte, und es geschah mehrentheils über den andern Tag, daß ich hier auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau meine Gebete ausschüttete. Bei allem Wohlgefallen an dem Gemälde überhaupt, fand sich doch darauf eine Person, an der ich immer mehr und mehr auszusetzen fand. Ich begriff nicht, warum bei so göttlichen Gestalten, wie diese Madonna und dieses Kind dem Pflegevater im Hintergrunde, ein weit weniger als bedeutungsloses Gesichs hatte zu fallen können. Jetzt ist mir dieses freilich klärer geworden. Aber hätte einem so tiefsühlenden Maler nicht das Ur-

theil der frommen Gläubigen genug seyn sollen? Durfte er der Gestalt des heiligen Joseph um der Gotteslängner willen etwas vergeben? Sind die Lästerungen des Unglaubens etwas anders als eine Verherrlichung mehr für die selige Jungfrau?

Das öftere Betrachten des Gemäldes hatte mir indessen die Züge dieses Joseph so fest in meine Phantasie geprägt, daß mir niemals eine Vorstellung von ihm gelang, ohne etwas daraus hineinzumischen, und unglücklicher Weise gab es auch unter dem ganzen Bilderschatze meiner Tante kein einziges Gemälde vom Pflegevater des Heilandes.

Eben wieder einmal auf einer Wan-

derung nach dem Muttergottesbilde strebte ich mir eine Darstellung dieses Heiligen zu verschaffen. Vergebens; und ich hielt mehr als jemals dafür, daß meine Bemühungen allen Erfolg verfehlen würden, wenn ich nicht zuvor eine bestimmte Form des seligen Mannes vor mir sähe. Voll von diesem Gedanken war ich endlich vor Amaldi's Kapelle angekommen.

Wie erstaunte ich, als ich nicht nur die Thür unverschlossen, sondern auch einen ganz fremden jungen Mann in der Kapelle sitzen fand, welcher nach dem Gemälde zeichnete. Mit mehr Ehrerbietung, als ein Mädchen von meinen Jahren fordern konnte, stand er auf, sich hinwegzubegeben, indem er äußerte, daß ich wahr-

scheinlich das Fräulein sey, welche hier oftmals ihre Andacht verrichte, von der Amalia ihm gesagt habe. Ich bejahte das zwar, bat ihn aber zugleich in seiner Beschäftigung fortzufahren. Er weigerte sich hartnäckig, und sprach: „Es ist ohnedem nur eine Vergehung an der Kunst und dem Künstler, daß ich so etwas nachzu bilden wage. Auch geschieht es eigentlich blos um das Schöne des Gemäldes mit aller Genauigkeit in die Augen zu fassen, es durch diese in meinem Gedächtnisse niederzulegen, und allenfalls, wenn es hier jemals sich verlieren sollte, der Erinnerung durch meine Striche auf diesem Papiere ein wenig aufzuhelfen.“

Ich erneuerte die Bemühungen ihn

zurückzuhalten, aber umsonst. „Morgen hoffe ich Sie bei Ihrer Tante zu sehen,“ sagte er, „indem er entschlüpfte.“

Es hatte sich noch nie so seltsam in meinem Herzen geregt, ja selbst in meinen Augen nicht. Der ganze Andachtsort schien zu schwanken, und es währte wohl eine Viertelstunde ehe ich mir meines Zweckes wieder vollkommen bewußt wurde. Dann war ich aber auch gewis niemals mit der Frömmigkeit vor der heiligen Jungfrau niedergesunken. Der Joseph im Hintergrunde konnte mich nicht mehr irre machen, denn er entging meinen Augen fast gänzlich. An seiner Stelle stand einer mit Zügen, die ich niemals so groß und herrlich gesehen hatte, und der, wie er zeichnete, viel sehnli-

cher auf die Mutter Gottes blickte, als der andre, den der Maler das widrige Geſicht gegeben.

Die Tante zerbrach ſich, wie ich ihr von dem Zeichner ſagte, welcher ihr einen Beſuch zugedacht habe, lange den Kopf, und rieth am Tage drauf noch immer, als Amaldi nebſt einem Fremden angeſagt wurde.

Die Tante faßte den letztern, der in einer ſchönen Uniform erſchien, beim Eintritt feſt in die Augen, und wurde durch ſein Geſicht ſo merklich von alten Erinnerungen überraſcht, daß Amaldi anfing: „Ich brauche Ihnen wohl die Mutter dieſes Herrn nicht erſt zu nennen, da ſie von ſei-

nem Gesicht schon verrathen zu seyn scheine!“

„Der Sohn der Gräfin?“ rief die Tante. „Herzlich willkommen! — Ist das der Herr gewesen, Antonie?“

Ich konnte kaum ja sagen, und sie fuhr fort: „Habe ich doch schon hin und her gesonnen, wer der junge Zeichner seyn möge, der mich besuchen wollten.“

Der Graf lehnte hierauf den Namen Zeichner auf das ernstlichste ab; weil er nichts weniger, als der Sache gewachsen sey, und man nach keiner Kunst sich nennen dürfe, die man nur wie ein Spielwerk betreibe.“

„Nun gut, gut!“ sagte die Tante. „Ereifern Sie sich nur nicht, lieber Graf. In diesem Hause würde kein Zeichner so viel gelten, als der Sohn meiner theuern Franziska.“

Von der Trauer über den Tod der letztern, erhob sich das Gespräch allmählich zu den frühern glücklichen Erinnerungen. Amaldi so gut wie die Tante lebten im Genusse ihrer Jugendzeit, und die Seufzer, welche, von einem Lächeln begleitet, dazwischen vorkamen, so wie die Blicke einer sanften Neigung, die sich dann und wann begegneten, unterstützten meine Ahnung, daß zwischen dem Einsiedler und ihr einst ein Verhältnis und Gefühle statt gefunden haben möchten, zu tief um von der Verschiedenheit ih-

res Standes aufgehoben, und zu zart, um bei diesem Hindernisse zu einer Erklärung geführt zu werden.

Der Graf von M. schien sich besonders an dem Frohsinne der beiden zu ergötzen, und nahm mich vor ein unbedeutendes Hausgeräth hin, blos um die Tante und Amaldi länger und ungestörter einer reueloſen Vergangenheit zu überlassen. „Zwei der reinsten Gemüther!“ flüsterte mir der Graf zu. „In meiner Mutter Papieren habe ich ihre Geschichte gefunden und will sie Ihnen mittheilen sobald ich wieder in diese Gegend komme.

„Hoffentlich wird das recht bald geschehen?“ fragte ich.

Hoffentlich? wiederholte er fra-

gend, und mit einem Nachdrucke der mein ganzes Gesicht in Glut setzte. Dazu faßte er mich bei der Hand, und es war die höchste Zeit, daß Amaldi auf uns zu kam, denn schon stand mir kein Wort weiter zu Gebote.

Der Abend brach bereits mit Macht herein, als der Einsiedler den Grafen an den weiten Heimweg erinnerte. Sie sagten gute Nacht, und der Graf setzte hinzu, daß er noch nicht Abschied nähme, wenn wir es ihm für ein ander Mal vergönnten. Die Tante antwortete darauf mit unverkennbarer Wärme; ich mit Höflichkeit. Vielleicht aber zierte sich grade meine Höflichkeit zu sehr, um mein Herz zu verbergen. Ein Paar Tage nachher hörten wir des Grafen Abschiedswort

durch den Einsiedler, der mich dabei mehr als gewöhnlich beobachtete, und bald darauf sagte: „Sein Vater liegt auf dem Sterbebette und wünscht ihn mit dem ältern Bruder zu versöhnen. Ein vergeblicher Wunsch!“ wie er bedauernd hinzusetzte. „Der Graf“ fuhr Amaldi fort, „hat zu wenig Ursache seinem Bruder zu trauen, und dieser wird durch sein heuchlerisches Entgegenkommen, den Vater, welchen er ohnehin schon ganz für sich hat, vollends auf seine Seite ziehen. Denken Sie an mich, gnädige Frau. Ich fürchte sogar, daß die ganze Versöhnungsszene auf Leonardo's vollkommene Unterdrückung abzwecke. Nicht von Seiten des Vaters angelegt, nein. Denn nur von der Arglosigkeit dieses Mannes rührt es her, daß er so

tief in die arglistigen Schlingen seines ältern Sohnes gerathen ist. Doch lassen wir die voreiligen Besorgnisse. Die Zeit muß ja über das alles entscheiden.

Ich wußte jetzt gar nicht, wie mir geschah. Mein Gemüth veränderte zusehends seine Gestalt. Die Gefühle wurden mir noch ungewisser und schwankender. Das Irdische reizte sie sowohl, als das Himmlische; oder ich könnte auch sagen, das Irdische selbst schien mir alles vom Himmel herabgekommen. Der düstre Wald und die hellen Felder entzogen mich nun wechselsweise der schönen Klosterkirche, zu Stunden, welche ihr sonst einzig gewidmet waren. Das Lebendige ergriff

mich gewaltiger als zeither, und im Freien lebte ja alles. Zu jedem Baume rief mich mein Herz hin, und ich hätte oft eine Blume ſeyn mögen, um die Luft, in der ich Abends lächelnde Engel zu erblicken glaubte, mit meinem liebenden Athem erfreuend, dahin zu ſterben. Meine Wallfahrten nach dem Marienbilde vermehrten ſich, und ſelbſt der Weg, der mir zuvor immer nur darum bedeutend geweſen war, weil er mir zu der Hochgeheuedeiten half, ward mir nun auch bedeutend für ſich. Alles Gras und Kraut auf und neben demſelben, ſchien meinem Herzen ungleich näher gewachſen. — Ueberhaupt fing ich an Bedeutung auf die gleichgültigſten Dinge zu legen. So ergötzte mich beſonders eine hellblaue Schleife, die ich an dem Tage,

wo ich den Grafen das Marienbild zeichnend antraf, vor meiner Bruſt getragen hatte. Ich würde das vielleicht gar nicht mehr gewuſt haben, aber der Graf erwähnte dieſe Schleife bei ſeinem Beſuch, und behauptete, daß ſie mir außerordentlich wohl gelaſſen hätte. Nun trat ich meine Wallfahrt nie mehr ohne die Schleife an, bis ich ungefehr vierzehn Tage nach des Grafen Abreiſe dieſes Putzſtück vermißte. Es hatte ſeine gewiſſe Stelle gehabt, und verlegt war es zuverläßig nicht von mir geworden. Ich rief deshalb mein Mädchen. Sie erſchrak; wollte nichts weggenommen haben, und brachte ſuchend und voller Verlegenheit ein Papier auf dem Platze der Schleife vor meine Augen, welches ich, überſehen hatte. Ich faltete es

verdrüßlich auseinander, und siehe da, dieselbe Zeichnung, welche Graf Leonardo damals von der Mutter Gottes abgenommen. „Woher dieses Papier?“ fragte ich viel sanfter als ich es mir vorgesetzt hatte. Ich las auf des Mädchens Gesicht, daß sie die Unterhändlerin abgegeben, doch ließ ich's bei ihrem Läugnen bewenden, und konnte mir nicht einmal eine unfreundliche Miene gegen sie abgewinnen; vielmehr kostete es mir alle Mühe ihr die Neigung zu verbergen, die ich von nun an zu ihr bekam. Wenn ich mir indessen auch erklärte, wie alles zugegangen seyn mochte, so wäre ich doch gar zu gern von den Umständen überzeugt gewesen. Daher sann ich oft zu Stunden auf künstliche Fragen, wodurch ich auch dem

Mädchen endlich das ganze Geheimniß ablockte, ohne mich, wie ich meinte, selbst dabey zu verrathen. Ich versprach ihr Belohnungen, wenn sie mich ganz aufrichtig behandeln würde, und erfuhr, daß der Graf ihr den Auftrag unmittelbar habe zukommen lassen.

Die Gewisheit davon, gab meinem Charakter ebenfalls einige Gewisheit wieder. Ich verbarg das Muttergottesbild unter der Stelle, worauf zuvor die blaue Schleife gesessen hatte, trug es da unausgesetzt, und ließ von alle dem, weder gegen die Tante, noch den braven Amaldi ein Wort fallen. Die Zeichnung gefiel mir wenigstens so gut als ihr Original, und ich hätte daran nichts weiter gewünscht,

als daß der Graf ſich ſelbſt an den Platz des Joſeph ſo geſetzt hätte, wie er auf dem Bilde in meiner Seele ſtand.

Jetzt erhielt auch meine Zukunft ein beſtimmteres Anſehen. Ein blendender Irrthum drängte das Kloſter vollends in den Hintergrund, und warf die große Welt gänzlich aus meinem ſtillen Kreiſe. Eine abgelegene Wohnung, wie Amaldi's, wurde der Ruhepunkt meiner Wünſche, ſo viel war mir vollkommen klar. Aber die Klarheit trat auch keinen Schritt über die Schwelle dieſer Wohnung, denn darinnen klang und ſchimmerte mir alles in einer höchſtanmuthigen Verworrenheit durch einander. Das ſchöne Bild von der Mutter des Heilandes ſchien zum Leben gekommen, wenigſtens lö-

ſten ſich die Geſtalten von einander. Der widrig gebildete Joſeph aber war gar nicht mit in der Wohnung, ſondern der, den ich mir dafür dachte. Auch ſtand dann wieder zuweilen das Urbild deſſelben, bald gekleidet, wie in der Kapelle, bald wie bei uns zu Hauſe, vor meinen verblendeten Sinnen.

Meine Seele war im Wachen, ſo gut als im Schlafe, für dieſe Träume empfänglich, die ſich am glänzendſten einzuſtellen pflegten, wenn meine Augen lange und ſehnlich an den wunderlichen Gebilden gehangen hatten, welche die Dämmerung hinter den hohen Bäumen in unſerm Garten erſchuf.

So tief ich aber auch das Bild auf meinem Herzen verbarg, ſo ſchlecht

gelang es mir mit dem, das ſich in ihm, jetzt als der heilige Joſeph und dann wieder als der Graf zeigte. Die wenige Zeit, daß ich Gelegenheit gehabt, ihn zu ſehen, hatte mir doch den reichſten Stoff zu Betrachtungen über denſelben gegeben, und ich wußte in jedes vorkommende Geſpräch, manchmal auf die gewaltſamſte Weiſe, ſeinen Namen und Anekdoten von ihm zu verflechten, aus deren Unbedeutenheit und öftern Wiederholung Amaldi ſowohl, als die Tante, den Schluß zogen, daß mit Leonardo anfinge die bedeutendſte Perſon auf der Welt zu werden. An ihrem Scherze merkte ich endlich wohl, daß ich mich verrathen hatte, doch ward ich auch zugleich gewahr, daß ſie meine Neigung nicht eben misbilligten.

Mein Mädchen, die daſſelbe, wie die Andern, entdeckte, ging, nach Art der Leute ihres Standes, viel weiter, und ließ keinen einſamen Augenblick mit mir vorbei, ohne recht beſtimmt von meiner künftigen Hochzeit mit dem Grafen zu reden. Dem Gebrauche gemäs, lehnte ich dieſes Geſpräch allezeit recht weit von mir ab, während die Realiſirung der Sache ſich im Stillen zu meiner ſchönſten Hoffnung erhob. Anfangs freilich vermochte ich mir den Gedanken nicht beſtimmt genug zu denken. Denn immer widerſprach mein Streben nach einem vom Irrdiſchen gänzlich abgekehrten Wandel einer gewöhnlichen Heirath. Doch bald glaubte ich in der Geſchichte der Heiligen ſelbſt Belehrung deshalb, und Beiſpiele anzutreffen, wie beides ſich

mit einander vereinigen ließe. Eine Ehe wie Julianus und Basilissa sie führten, schien mir einen weit kühnern Schwung zum Himmel darzubieten, als das Leben in der einsamen Zelle. Denn der Widerstand mußte doch um so rühmlicher seyn, je mächtiger ihm die Versuchung gegenüber war. Ein zweites Exempel gab mir die Kaiserin Kunigunde, deren ruhige, Gott geheiligte Miene während der Feuerprobe, welche die Verläumder der Tugend ihr zuzogen, mir schon in frühern Jahren von einem unsrer Bilder, heitre Rührung eingeflößt hatte. Ja, konnte mir nicht der Heilige selbst, den ich seit kurzem so hoch verehrte, und sein Verhältnis mit der Mutter des Heilandes, ein Muster für mein künftiges Verhält-

nis werden? Ohngeachtet des Unterschiedes, den ich schon zwischen einer gewöhnlichen Ehe, und einer, wie die Heiligen sie zuweilen geführt hatten, zu machen verstand, so leuchtet doch aus dem allen meine geringe Erfahrung deutlich genug hervor. Denn würde ich sonst wohl dem Scherze der Tante und des Einsiedlers, und dem Geschwätz des Mädchens so viel ernste Bedeutung gegeben haben, da es ja wohl möglich war, daß die heimliche Eintauschung meiner Schleife gegen die Zeichnung, von Seiten des Grafen nichts weiter seyn konnte, als eine leere Galanterie, wie selbst junge Männer von Geist sie oftmals den Personen meines Geschlechts zu erweisen pflegen, um durch einen vorübergehenden, heitern Eindruck eine

flüchtige Bekanntschaft, flüchtig zu erneuern.

Daß ein alter Ring, der jetzt vermißt wurde, worein die Tante ein nicht ganz unähnliches Portrait hatte fassen lassen, welches ein reisender Maler vor kurzem von mir abgenommen, ebenfalls in des Grafen Händen seyn könne, kam mir nicht in den Sinn. Denn das Mädchen, welches wegen Entwendung desselben aus dem Hause mußte, läugnete die Sache so hartnäckig, daß ich sie daran für vollkommen unschuldig hielt und ihr aus Mitleid, ein ansehnliches Geschenk mit auf den Weg gab. —

Man kann sich vorstellen, wie begierig ich den Nachrichten vom Gra-

sen entgegen sah. Aber Amaldi hatte lange keine, bis endlich seine bedenkliche Miene der Erzählung vorausging, daß alles so eingetroffen, wie er es sich gedacht hatte. Leonardo's Bruder hatte an ihm vor des Vaters Sterbebette seine glatte Zunge umsonst versucht. Leonardo war anfangs ausgewichen, jedoch bald vom Zudringen des Vaters zu einer Erklärung gezwungen gewesen. Seine Hitze und die überdachte Gelassenheit des feindlich gesinnten Bruders entschieden die Sache, und der Vater sagte: „Nun, so mag denn mein Testament unverändert bleiben!“ Nach diesem wunderlichen Testamente aber, war dem ältern Grafen eine fast vollkommene Gewalt über Leonardo vorbehalten, dessen Unglück mir so nahe ging, daß

ich auf mein Zimmer eilte, um mich dort ungestört ausweinen zu können.

Mit jedem Tage sah ich der Erfüllung des Versprechens entgegen, welches der Graf in Ansehung seiner Zurückkunft gegeben hatte; er erschien nicht. Statt seiner erhielten wir einen Besuch von nahen Verwandten aus der Schweiz, dem Bruder meiner Tante, mit seinen zwei Söhnen, vielleicht blos weil sie von dem Gesundheitszustande der bejahrten, jederzeit schwächlich gewesenen, Frau, abnehmen wollten, wie lange Zeit noch bis zu Erhebung ihrer Erbschaft verstreichen könnte. Welch ein Unterschied zwischen den beiden jungen Männern und Leonardo. Daß sie ihm im Aeußern

nicht zu vergleichen waren, übergehe ich. Aber wie ſtach ihr höfliches Weſen gegen ſeine ungekünſtelte Freundlichkeit, ihre Verkehrtheit und die Sucht ſich aufgeklärt zu ſtellen, welche den beſchränkteſten Köpfen am eigenthümlichſten iſt, gegen ſeine gründliche Bildung ſo ſchreiend ab! Ihr Vater war um zeitlicher Rückſichten willen in Genf, wo er ſich anſäßig gemacht hatte, von dem katholiſchen Glauben abgefallen, und hatte ſie ſeit ihren erſten Jahren in der Calviniſchen Lehre erziehen laſſen. Aber ſelbſt dieſe Lehre gebot doch wohl nicht, über die heiligen Gebräuche unſrer Kirche zu ſpotten, unſer frommes Gebet durch höhniſche Geberden zu ſtören, und den verehrten Geſtalten der Heiligen im Vorbeigehen freche Läſterun-

gen zuzurufen? Um gerecht zu seyn, so konnte man zwar dem Aeltesten deshalb keine Vorwürfe machen, denn sein Bruder wurde dieser Sünden allein schuldig, doch waren sie ihm in so fern ebenfalls beizumessen, als sie zuweilen in seiner Gegenwart geschahen, ohne daß er eine nachdrückliche Misbilligung gezeigt hätte.

Eine Unbehaglichkeit, wie ich sie nicht empfunden, engte jetzt meine Brust ein. Es wehte eine verderbliche Luft in unserm zuvor so reinen Kreise, die, wenn sie auch nicht in mein Herz dringen konnte, doch alle meine Freuden vergiftete. Hatten die Fremden eine Ahnung, (doch wie käme eine Ahnung in Menschen, welche eigentlich gar kein innres Leben, son-

dern nur den Schein davon, die Bewegung haben?) gefiel es ihnen so gut, oder was sonst die Ursache war, genug sie scheuten die Verschiedenheit zwischen uns und ihnen so wenig, daß sie viel länger blieben, als sie anfänglich gewollt hatten, und so meine, die bahin unglücklichste, Nacht noch auf dem Gute erlebten. Die Tante weckte mich nämlich, als ich kaum eingeschlummert war, und verlangte sehnlichst nach ihrem Beichtvater, und nach Amakdi. Ich schickte sogleich nach beiden. Die Angst vor der Absolution vielleicht aus der Welt genommen zu werden, machte sie bis zur Ankunft des Paters ganz sprachlos. Wie himmlisch glänzte aber das blasse Gesicht bei dem Empfang der heiligen Sakramente. Beruhigt sank

ſie nun auf ihr Kiſſen zurück, reichte dem Amaldi, der eben hereintrat, einen Blick auf mich, dann einen zum Himmel richtend, noch einmal die Hand, drückte krampfhaft mit der andern die meinige, und verſchied. —

Amaldi, der die feindſeligen Umgebungen, welche mir und dem Heil meiner Seele drohten, beſſer kennen gelernt hatte, als ich ſelbſt, weil ihn in der letzten Zeit die Tante zu ihrem einzigen Rathgeber und Vertrauten genommen, glaubte: die Winke der Seligen gingen dahin, daß er mir ſeine Hand zur Leitung nach dem Himmel geben ſolle. Er wußte aus dem Munde der Tante, daß die ſchweizeriſchen Verwandten darauf dachten, mich durch eine Heirath näher an ſich zu ziehen. Sie

hatten sich deshalb bereits gegen die Tante geäußert, und es war aus guten Gründen zu vermuthen, daß sie diesen Gedanken nach ihrem Tode nicht aufgeben würden. Vor vielen Jahren schon hatte nämlich die Selige ein Testament niedergelegt, wovon sie den Inhalt ihrem Bruder damals bekannt machte. Ihm gemäs, sollte er, ihr Universalerbe, mir eine ansehnliche Summe auszahlen, und über mich selbst, wenn sie vor meiner Versorgung stürbe, die sorgfältigste Aufsicht führen. Meine Tante würde sich freilich einer großen Sünde schuldig gemacht haben, wenn sie leichtsinnig meine Seele in die Hände des Abgefallenen gegeben hätte. Allein, wie es wohl unter entferntem Geschwister zu gehen pflegt, sie schrieben einander

nur zur höchsten Nothdurft, daher erfuhr sie seine Religionsveränderung erst bei Gelegenheit dieses Besuchs. Von dem Augenblicke war es auch ihr ernster Vorsatz, nach der Abreise der Schweizer, das Testament sogleich umzuändern. Der plötzliche Todesfall erhielt es jedoch bei vollen Kräften, und von der unverkennbaren Habsucht meines Onkels, war es kaum zu hoffen, daß er mir eher Ruhe lassen würde, als bis er die ihm übertragene Aufsicht über mich, zu einer Heirath in seine Familie benutzt hätte. Denn auf diese Weise nur erhielt er ihr die Summe, welche außerdem an mich abgetreten werden mußte.

Amaldi ermahnte mich daher, die Fremden, so viel es mir bei meinem

Schmerze möglich war, zu beobachten, und ihm alles wieder zu erzählen. Dazu beschied er mich auf den vierten Tag in seine Kapelle, als den unverdächtigsten Ort. Hier sollten die Maasregeln für meine Rettung genommen werden, von denen er selbst jetzt nur noch eine dunkle Idee habe.

Ich fand seine Empfehlung, auf die Schweizer Acht zu haben, bald überflüßig. Denn das traurige Ereignis, weit entfernt eine vorübergehende Rührung in ihnen hervorzubringen, hatte nur dazu gedient, daß sie sich ganz ohne Schleier zeigen konnten. Vor mir, als seinen Untergebenen, glaubte der Onkel sich gar nicht scheuen zu dürfen, daher wurden schon in den ersten Stunden nach dem Tode

der Seligen, allerlei Erkundigungen wegen ihres mobiliarischen Nachlasses eingezogen. Ja, sein jüngster Sohn war roh genug, Angesichts der Leiche Possen zu treiben, und sich damit gemeiniglich an mich zu wenden. Es wollte mir die Brust zuschnüren, wenn ich ihn grade über das was die Verstorbne am heiligsten gehalten hatte, das frechste Gespött treiben, und das Andenken derjenigen, deren sterblicher Leib noch vor ihm lag, in ihrem Hausgeräth sogar entehren hörte. Selbst der Rosenkranz auf dem Stuhle neben ihrem Bette wurde verlacht; ich sollte mit ihm um die Perlen darinnen würfeln. „Ein Spielchen künftig für Ihre Kinder!“ rief er leichtsinnig, aber doch mit einer Bedeutung mir zu, welche weit und schrecklich in

meine Seele drang. Mehrere hingeworfne Aeußerungen bestätigten das Gewicht dieser Worte. Der älteste unter den beiden Brüdern, welcher seit einigen Wochen abwesend war, sollte mein Gatte werden. Auch wurde schon vor der Beerdigung der Tante unsre künftige Wohnung auf seinem Gute in der Nähe von Genf, und die häusliche Einrichtung vom Onkel vorläufig bestimmt.

Wie mir bei dem Begräbnistage war, will ich verschweigen.

Der Tag, wo mich Amaldi sprechen wollte, gab meinem Gemüthe einige Hoffnung auf Ruhe. Der Onkel fragte mich, als ich ging, wohin ich wollte? und ich antwortete, daß der Besuch

eines Marienbildes in einer entfernten Kapelle, eine meiner gewöhnlichsten Wanderungen wäre. „Nur mit meinem Willen nicht!“ rief er strenge, indem er mir in den Weg trat, und mein letztes Hoffen sank mit diesem Worte. Denn mit ihm nahm ich wahr, wie man nicht einmal meinen Gottesdienst schonen würde, und hatte anfangs kaum Thränen für mein Unglück.

Als es halb dunkel geworden war, sah ich einen verhüllten Mann im Garten herumschleichen, und noch einen, wie ich bald bemerkte, in dem ich einen Mönch zu erkennen glaubte.

Noch spät am Abend klopfte es an mein Fenster. Amaldi war es, wel-

cher die Urſache meines Ausbleibens errathen, und mein unglückliches Verhältnis zu den Genfern daraus geſchloſſen hatte. „Laſſen Sie“ ſprach Amaldi mit Salbung, „laſſen Sie das Zeitliche gehen, wie es wolle, Fräulein Antonia, und entziehen Sie ſich vor allem der Gefahr, die ihre Seele in einem ungläubigen Lande und unter dieſen Menſchen bedrohet.“ Hierauf rieth er mir zu einer heimlichen Flucht mit ihm. Sein Wagen halte ſchon in einiger Entfernung.

Amaldi ſchien mir ein Geſandter des Himmels, und ich zauderte nicht, den Weg durch mein Fenſter zu nehmen. Als wir ſchon ein Stück fort waren, fielen mir die beiden erſt wieder ein,

die ich vorhin im Garten hatte herumschleichen sehen. Daß Amaldi der eine gewesen war, errieth ich aus mehrern Umständen. Als ich mich aber nach dem andern erkundigte, und von der Gestalt eines Mönches sprach, fürchtete er, daß man ihn beobachte. Denn seit dem Tode meiner Tante, sagte er, fände er überhaupt, daß ein alter Groll des Klosters gegen ihn nur aus Scheu vor ihr geschlummert habe. Es sey ihm schon gestern die Grenze zwischen seinen und des Klosters Besitzungen, aufs neue weiter in sein Land hineingerückt, und seinen Weigerungen die gebietendste Sprache entgegengesetzt worden. Sogar beim Bischofe scheine man seit einiger Zeit bereits die Feindseligkeiten wider ihn, die vielleicht nun losbrechen sollten,

mit mehrerm Erfolg als ehemals eingeleitet zu haben.

Zur Aufklärung dieſer Aeußerungen muß ich hier bemerken, daß Amaldi, faſt ſeit ſeiner Niederlaſſung in dieſer Gegend, von dem benachbarten Kloſter angefeindet worden war, und daß der Prior einen ſcheinbaren Grund dazu benutzen konnte. Amaldi's Lebensart war keine, wie die Kirche ſie erkennt, denn er ſchwebte gleichſam zwiſchen der Welt und dem Himmel, und befand ſich zuverläßig im Irrthum. Weil er dazu ſehr bald Anhänger in der Gegend bekam, ſo ſtellte das Kloſter dem Biſchofe vor, daß aus ſeinen Beſuchen vielleicht mit der Zeit die Stifter einer neuen Ketzerei hervorgehen könnten. Amaldi vertei-

digte sich, und die Wärme eines Mannes, welchen sein gutes Herz auf einen falschen Weg führte, mußte bei dem braven, aber schwachen Bischofe, welcher selbst in Sachen der Kirche nicht strenge genug dachte, eine gute Wirkung für den Angeklagten hervorbringen.

Nicht aus Rache, sondern aus reiner Neigung zum Guten, benutzte Amaldi diese Gelegenheit, Misbräuche aufzudecken, die den Ruf des Klosters in der ganzen Gegend heruntergebracht hatten. Der Bischof ahndete sie, und wußte dem Amaldi Dank, aber der Prior wünschte nur einen Anlaß, ihn seinen Haß empfinden zu lassen. Die Tante hielt jedoch zu viel auf den sogenannten Einsiedler, und würde dem

Kloſter ſicher manches reiche Geſchenk entzogen haben, wenn es mit der vorigen Beſchuldigung gegen ihn aufs neue gradezu den Biſchof angegangen wäre, welcher durch des Priors Schlauigkeit mit dieſem neuerlich in ein recht gutes Vernehmen gekommen war.

Doch zu meiner Geſchichte zurück.

Amaldi und ich hatten den Wagen noch nicht erreicht, als wir ſchnelle Reiter hörten, vor deren Fackeln wir uns auf einem Stück durchaus ebenen Weges nicht verbergen konnten. Die Gefürchteten, wie uns bald aus einigen Stimmen vernehmlich wurde. Leute vom Kloſter warren ebenfalls dar-

unter, das bemerkte ich bei ihrer Annäherung.

Wir sahen uns gefangen. Man betrachtete den Amaldi als einen großen Verbrecher, und ließ ihn eine höchstunwürdige Behandlung wiederfahren.

Es war gut, daß man für mich einen Wagen in Bereitschaft hatte. Denn der Schreck zitterte so in meinen Gliedern, daß mir zum Gehen alle Kräfte mangelten.

Ich mußte zu Hause viele Vermahnungen aushalten, und noch mehr am Tage nachher von dem Beichtvater der seligen Tante. Er, welcher sich durch eine besondere Achtung für den Einsiedler bei ihr eingeschmeichelt hatte, malte die Lebensweise des Mannes

nun aufs gehäßigste, und als ich ihm mit der letzten Handlung Amaldi's dadurch auszusöhnen suchte, daß ich ihm sagte, wie mich der Verkannte aus den Händen der Calviniſten habe retten wollen, fiel er tückiſch ein: „Um Sie in ſeinen ketzeriſchen zu behalten! Solche Menſchen ſind ſchlimmer, als alle Calviniſten und Lutheraner, weil ſie unter der Maske des wahren Glaubens, ſelbſt Glaubende verführen können. Kein Wort mehr zum Beſten des Böſewichts! Wem würden dieſe Calviniſten den Jungfernraub, wenn er gelungen wäre, wohl zugeſchrieben haben, als den Dienern der allein ſeligmachenden Kirche? Er büße ſeine ſchweren Sünden, vielleicht daß dadurch noch ſeine Seele gerettet wird.“

„Jungfernraub!“ dieses Wort wies mich darauf, wie weit man gegen ihn gehen würde. Aus andern Reden des Paters nahm ich ab, daß die Seligverstorbene selbst den Auftrag zu meiner Wegführung dem Amaldi gegeben, auch daß sie dieses dem Beichtvater anvertraut haben mochte, welches der nun zur Befriedigung der Klosterrache gemisbraucht hatte.

Selbst bei meiner geringen Erfahrung war ich im Stande die Bosheit des Paters zu durchschauen. Dennoch fehlte mir noch die Fähigkeit zwischen der schlechten Person, und der guten Sache, welcher sie dient, den so nöthigen Unterschied zu machen, und ich würde zu dieser Zeit vielleicht

ohne große Mühe zu dem Calvinischen Irrthum umzukehren gewesen seyn, wenn er an meinen Verwandten nicht allzu ungeschickte Verfechter gefunden hätte.

Franz, der ältre Sohn meines Onkels, kam endlich zurück und ich mußte mit ihm und seinem Vater nach der Schweiz reisen. Heinrich, der jüngere, wurde allein da gelassen, um die Angelegenheiten vollends in Ordnung zu bringen, und wo möglich das Gut zu verkaufen.

Aus allen meinen Freuden war ich herausgerissen. Das Gerassel des Wagens hallte mir im blutigen Herzen wieder, dessen Wunden in der

fremden Gegend erst zum vollkommnen Ausbruch kamen.

Der Onkel lebte auf einem Gute, das im Genfer Gebiete lag, und hier sollte auch mein künftiger Aufenthalt seyn. Wider die Gegend würde ich nichts eingewendet haben. Aber wenn sie auch alle Forderungen erfüllte, so waren doch die Verhältnisse in denen ich hier leben mußte, zu pressend, als daß ich sie mit Zufriedenheit hätte anschauen können. Der Plan, mich mit meinem Vetter zu verheirathen, wurde mir immer näher gelegt, und nichts stand, wie mein Onkel tyrannisch genug äußerte, der Sache, worein ich noch keinesweges den Willen gegeben hatte, weiter im Wege, als meine Ablegung des Calvinischen Be-

kenntniſſes, welcher aber nothwendig ein zweckmäſſiger Unterricht vorhergehen mußte. Für dieſen Glauben zeigte ſich der Onkel ſowohl als ſein Sohn ſehr eifrig geſinnt, und das nahm mich Wunder. Denn es ſchien mir daraus eine, wenn auch verkehrte, Liebe zu Gott hervorzugehen, welche ich wenigſtens in den Handlungen des erſtern durchaus vermiſte. Neuerlich habe ich wohl einſehen lernen, daß ſie politiſche Gründe dazu hatten, und manches thaten, um der Parthei willen, der ſie durch dieſen Eifer ihren Haß gegen die katholiſche Religion zu erkennen geben wollten.

Ich fürchtete den Prediger, welchen man mir als meinen Glaubenslehrer ankündigte. Doch kaum kannte

ich ihn, als ich alle Urſache zu haben glaubte, ihn zu lieben. Einen verführeriſchern Mann für die Sache Calvins hätte man nicht auffinden können. Ein edler Kopf, um den herum weiße Haare wie ein Heiligenſchein glänzten. Züge, welche durch die Vertiefungen einer Zeit von achtzig Jahren an ihrer Friſchheit zwar, aber nichts an ihrer Reinheit gelitten hatten. Ein großes Auge voller Bedeutung und Ruhe wie ſeine Rede.

Sein Benehmen gegen mich ging ihm aus dem Herzen hervor. Ich hatte nie einen Vater gekannt, doch dieſer brachte mir das wohlthätige Gefühl einen zu haben zum erſten Mal in meine Seele. Der Irrthum lag nicht in ſeinem Verſtande, er ſtieg aus

seiner Empfindung heraus, wo er sich von Kindheit an befestiget hatte, so daß er Gottes Waffen zu handhaben meinte, wenn er voll Güte und Liebe die Andersdenkenden auf seinen Pfad verleitete.

Auch in Ansehung meiner ging er mit aller Behutsamkeit zu Werke, und das erste, was er für mich that, war, daß er ein gleiches von meinem Onkel verlangte. In die Kirche durfte ich schlechterdings noch nicht, und wie ich jetzt glaube, rechnete er dabei sehr richtig. Gewohnt von den Heiligen in unserm Tempel empfangen, und durch eine bildliche Hinweisung auf die Seligkeit, welche sie jetzt genossen, zur Andacht befeuert zu werden, würde mich das Leere der reformirten

Kirche, wenn es mich so plötzlich überfallen hätte, an einen verlornen Himmel erinnert, und vielleicht allen den Eindrücken geschadet haben, welche der Prediger mir zugedacht hatte. Erst als ich allmählig zu der neuen Lehre bereitet, und mir alle Bilder, denen ich vormals voll Entzücken nachgehangen, in ein düstres, ja einige davon sogar in ein schreckliches Licht gestellt waren, lenkte Prevot, der Prediger, mich auf die Art hin, wie seiner Meinung nach, das höchste, von aller Sinnlichkeit weit entfernte Wesen, verehrt werden müsse. Das Sinnliche könne gar kein Verhältnis zwischen ihm und uns unterhalten, und die anspruchlose Größe des stillen Gottesdienstes der Reformirten, werde mir nunmehr das

ſchönſte Beiſpiel einer vollkommnen Religion geben.

Jetzt wurde ich in die Kirche geführt.

Ich ſchrieb es dem Einfachen derſelben und dem klaren Lichte zu, als ich mich wirklich dem höchſten Weſen näher gezogen fühlte, und vergaß die Vorbereitungen, wodurch ich auf eine ſolche Ideenverbindung künſtlich geführt worden war. Eine Rede, welche der Greis über die Erforderniſſe zur wahren Gottesverehrung, mit aller Wärme der Ueberzeugung hielt, vollendete das angefangene Werk und der reformirte Glaube wurde der meinige. Man beging den Tag an dem ich ihn bekennen mußte, aufs feſtlichſte.

Soviel aber meine Verwandten sich bemühten, mich zu erfreuen, so wußten sie mir doch auch die Freude durch allerlei Dinge wieder zu verbittern, besonders indem sie über das, was mir vor Kurzem noch heilig gewesen war, mit der empörendsten Wildheit spotteten. Hierinn zeichnete sich wie vormals, der jüngste Sohn meines Onkels aus, welcher, nach dem Verkaufe des Guts in Italien, zurückgekehrt war. Nur Franz, der ältere, und weit abgeschliffnere, bezeigte mir mehrere Schonung, und verwies sogar seinem Bruder jetzt zuweilen den frechen Muthwillen.

Prevot war in allen Dingen meine Zuflucht. Ohngeachtet das Gut, auf dem er Prediger war, dem Onkel zu-

gehörte, so hätte sich dieser doch keinen Schritt gegen den Mann erkauben dürfen, welcher seit funfzig Jahren einen unglaublichen Kredit in der ganzen Gegend hatte, so daß Prevot in manchen Dingen eher des Onkels Gebieter, als der Onkel der seinige schien. Schon ehe ich den neuen Glauben annahm, hatte er mir die feierliche Zusage gegeben, mich gegen jede Heirath zu schützen, der meine Neigung widerstrebe. So weit wären die Gesetze des Landes noch nicht gesunken, um die Gewalt meiner Verwandten über mich bis zu einem solchen Zwange ausarten zu lassen. Er mußte auch, wie ich deutlich merkte, mit dem Onkel darüber gesprochen haben.

Um diese Zeit brachte eine, wahr-

empfinden. Beweiſen konnte man mir indeſſen nichts. Das fand ſich ebenfalls. Eines Morgens, als ich eben auf meinem Zimmer die ziemlich verloſchne Zeichnung des Grafen betrachtete, und über der Wehmuth, in dieſer neuern Zeit die Inbrunſt ganz verloren zu haben, mit der ich vormals an dem Himmel hing, keine Furcht vor Ueberraſchung in meine Gedanken kam, erſchreckte mich mit Einem Male des Onkels Stimme. Voll Todesangſt griff ich nach dem lieben Bilde. Aber der Onkel betrachtete dieſes und mich mit gleichem Grimme, entwand daſſelbe meiner Hand, zerriß es, und verließ das Zimmer mit ſprachloſer Wuth. Dieſe kümmerte mich indeſſen wenig; alles nun verloren zu haben, das war mein

unendlicher Jammer, und jetzt fühlte ich erst vollkommen, wie tief der schöne Mann in meinem Herzen eingewurzelt war.

Der Onkel schickte den Prediger zu mir, dessen Zorne ich weit besser hätte begegnen wollen, als seinen sanften Fragen. Ich entdeckte ihm den Urheber des Bildes, und lockte Freudenthränen damit aus seinen Augen. Denn auf diese Weise ging doch meine Verehrung die Heilige nicht als Heilige an, und seine Lehren waren nicht fruchtlos gewesen, wie er aus der Erzählung des Onkels geschlossen hatte, dessen Benehmen gegen mich er durchaus missbilligte. Er gelobte mir jedoch Verschwiegenheit, that mir übrigens vernünftige Vorstellungen über das

Zweckloſe einer — wie man aus des Grafen langem Schweigen vermuthen müſſe, — nur einſeitigen Neigung, und gab mir ſein Wort, daß er mein gutes Vernehmen mit dem Onkel wiederherſtellen wolle, ohne mich im mindeſten zu verrathen. Der älteſte Sohn, der ſo eben zurückgekommen ſey, habe dem Vater ſchon bei Erzählung der Geſchichte ſeine Abneigung gegen alles Gewaltſame wider mich und meine etwanigen Irrthümer gezeigt, und ſo ſeinem Geſchäfte deshalb einige Einleitung gegeben. — Prevot hielt Wort. Denn der Onkel ſprach ſelbſt von ſeiner Uebereilung, und daß es wohl am rathſamſten wäre, wenn wir alle beide die Sache vergäßen.

Vergeſſen? Ihm konnte das nicht ſchwer fallen! denn was hatte er dabei verloren? Aber mir, bei der alle Vernunftgründe des Predigers ſelten länger als in ſeiner Gegenwart wirkten, mir mußte das Vergeſſen wohl unmöglich werden!

Franz fuhr indeſſen fort, mich vor allen auszuzeichnen, und forderte dadurch meine Dankbarkeit zu beharrlich auf, als daß ich mir länger verzeihen konnte, ihn auf antheilvolle Fragen mit allzugleichgültigen Antworten abzufertigen. Prevot bemerkte meine größere Nachgiebigkeit und verhehlte nicht ſeine Freude darüber. Er ließ nun zuweilen in ſeine Geſpräche einiges über das Unglück einfließen,

als Franz! dachte ich mit Thränen der bitterſten Reue. Wo ich ging und ſtand, verfolgte mich ſeine flehende Miene, und der Gedanke, ein mir ſo wohlwollendes Herz dahin gebracht zu haben.

Die Gewisheit der Sache nagte immer mehr in meiner Bruſt, als das Zuſammentreffen einiger Umſtände den Onkel ſelbſt auf die traurige Vermuthung brachte, daß der unbekannte Entſeelte ſein Sohn ſeyn könne. Von Kindheit an, meinte der traurige Vater, wäre er ſchon mit ſo düſtern Vorſätzen umgegangen.

Ich konnte mich vor mir ſelbſt, und meiner Angſt nicht mehr retten, daher verlangte mich nach meinem

einzigen Freunde dem alten Arzbiger. Ich mußte wissen, ob meine That vergeben werden könne, meine That anders erschien mir Franzens Ableben gar nicht mehr, und eben war ich im Begriff zu Provst zu gehen, als er hereintrat.

Sogleich winkte ich ihm auf mein besonderes Zimmer, und offenbarte ihm da meine ganze Angst. Er mischte dem Troste, welchen er mir hierauf einsprach, die Bemerkung bei, wie sich mitunter der Zufall unsrer unbedeutendsten Handlungen bemächtige, und sie Folgen erzeugen ließe, welche ein ganzes Leben hindurch auf uns lasten könnten. Ob er das aber schon nur wie verloren, und mit dem Zusatze hinwarf, daß er es keineswegs

auf mich anwende, und daß überhaupt ein solcher Schritt von dem bedächtigen Franz kaum glaublich sey, so war es an mir doch nichts weniger, als verloren; ja er hatte dadurch die Wirkung seines eignen Trostes wieder gänzlich vernichtet, und auch den letzten lindernden Worten allen Eingang in meine Seele versperrt.

Nichts außer der wirklichen Nachricht von Franzens Leben konnte jetzt wohlthätig auf meine Ruhe wirken, und diese erhielt ich von dem glaubwürdigsten Zeugen, von Franzen selbst. Prevot war noch bei uns, als er ankam.

Niemals hatte ich ihn mit so ausgezeichnetem Wohlwollen empfangen,

und ſeine Gegenwart diente, diesmal eher zur Beförderung deſſelben, als zum Hindernis, wie ſonſt immer. Der Onkel und Heinrich wurden überraſcht, und als dieſe durch ein Geſchäft auf kurze Zeit entfernt waren, ergriff Prevot lächelnd meine Rechte und legte ſie in Franzens Hand. Dieſer gab der Sache durch einen Blick auf mich Bedeutung, und ſagte, als ich, wie unwillkührlich, die Hand zurückziehen wollte: „Verzeihen Sie, Antonie, dieſem Manne den zu deutlichen Fingerzeig auf ein Glück, deſſen ich doch nie theilhaftig werden ſoll; der Gute wünſcht es.“ Dazu faßte er des Predigers Arm, voll Dankbarkeit gegen ihn hingelehnt.

Ich war im Innerſten bewegt, und

Prevot merkte wohl, daß es nur einer Wiederholung der vorigen Handlung bedürfe. Er führte daher Franzens Rechte aufs neue zu der meinigen, und Franz fühlte kaum den leisen Druck, womit ich seine Hand empfing, so drückte er mich mit seinem andern Arme immer noch, als wenn er erst fragen müsse, an sich. Ich lehnte mein Gesicht an seinen Busen, nicht, wie das sonst wohl geschehen mag, um die Fülle der Empfindungen zu verhehlen, sondern um an einem Herzen, welches ich für gut hielt, Schutz gegen ein Gesicht zu suchen, in dessen verzerrten Zügen sich der Ausdruck der Freude so widrig darstellte, daß es mich bald in meiner Handlung irre gemacht hätte.

Das Gebet, welches Prevot über

dieſe Verbindung ausſprach, und ſein Segen, gaben mir wieder eine ſcheinbare Kraft. Die Andern kamen dazu, und der Abend endigte ſich in einem Familienfeſte, zu deſſen Göttin ich feierlich ausgerufen wurde. Franz mußte den Morgen drauf ſchon wieder fort, und wenn ich es mir auch nicht geſtand, ſo war es doch als ob mir das erwünſcht käme. Denn nur entfernt konnte ich mir von ihm, als meinem künftigen Gatten, eine erträgliche Vorſtellung machen.

In einer der nun folgenden Nächte geſchah es, daß mir der ſchöne Graf blendender als jemals im Traume erſchien. Der auf mich gerichtete Vor-

wurf gab ſeiner Miene einen höhern Ernſt. Eine katholiſche Kirche wölbte ſich über uns zuſammen, ohne uns zu vereinigen. Denn Weihkeſſel und andre heilige Gefäße lagen zerbrochen, und in ſolchen Haufen um mich her, daß es mir unmöglich wurde, zu ihm zu gelangen. Ihn aber hielten Heilige, welche mit den Rücken zuwandten, durch himmliſche Töne zurück, ſobald er ſich zu mir eine Bahn machen wollte. Franz dagegen, der auf der andern Seite im Hintergrunde ſtand, kam ganz ungehindert auf mich zu. Vergebens ſuchte ich ihm zu entfliehen; die zerbrochenen Heiligthümer verſperrten mir den Weg. Er umfaßte mich, und die Heiligen flohen, der Graf verſchwand, ein dichter Rauch löſchte die Kerzen aus, und

drohte mich zu erſticken. Da erwachte ich.

Der Traum hatte mich zu heftig erſchüttert, als daß ich ihn allein hätte tragen können. Wen aber beſaß ich, als meinen einzigen Rathgeber?

Ich ging zu Prevot, und drauf, wie gemeiniglich, etwas leichter von ihm hinweg. Der Traum ſtand wenigſtens nicht mehr in Klarheit vor meiner Seele; er war gleichſam in ihre Tiefe hinabgeſunken, wo er weder in Bildern noch in Tönen, aber wohl von Zeit zu Zeit als ein Gemiſch aus beiden heraufſtieg, und gleich einer dumpfen Ahnung meine Bruſt allen frölichen Einflüſſen verſchloß.

Ein Paar Tage drauf fuhr ich mit

dem Onkel nach Genf, wo er Geschäfte hatte, und zwar zum Theil auch wegen meiner, und einiger Veranstaltungen, welche die baldige Hochzeit zwischen seinem Sohne und mir erforderte. Obschon die Spannung, die in den Gemüthern der Einwohner herrschte, beinahe das tägliche Gespräch auf dem Gute war, so hatte ich doch die Benennungen: Repräsentant, Natif, Negatif u. s. w. welche beständig darin vorkamen, bei meinen Ohren vorbeigelassen, ohne mich um ihre Begriffe zu bekümmern. Der alte Prediger war mir hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, denn er entzog sich allezeit der Unterhaltung mit Verdruß, sobald Politik darein gemischt wurde. Die Mühe, welche der Onkel jetzt über sich nahm,

mir von einem oder dem andern, mit dem wir in der Stadt zusammentrafen zu erzählen, welcher Parthei er angehörte, war daher eine sehr unfruchtbare; ich gab auch wenig Achtung darauf. Desto schneller rief mich des Onkels Frage, ob mir von den Offizieren, welche so eben vorbeigegangen wären, der französische oder der **sche besser gefallen hätte? aus der Gedankenlosigkeit in der ich zeither neben ihm fortgeschlichen war.

„Ein **scher Offizier?“ rief ich, „wo denn, wo?“ und konnte nicht begreifen, wie mir ein solcher habe entschlüpfen können. „Nun, nun,“ sagte der Onkel, „dergleichen giebt es jetzt mehrere hier in der Stadt.“

Wirklich kamen uns auch noch einige in dem Ecû de Genève vor, einem Gasthofe, wo wir abgetreten waren. Die Uniform derselben frischte die Bilder meines Traums mit Einem Male wieder auf; denn es war ganz die nämliche in der ich den Grafen gesehen hatte.

Meine Blicke ruhten so lange auf den Offizieren, daß diese sich eine solche Aufmerksamkeit zu ihrem Vortheile auslegen mochten, und ihre Augen nicht wieder von mir wandten, die ich doch so herzlich gern entbehrt hätte. Die Frage nach dem Grafen M. wollte mir ein Paarmal über die Lippen, und nur des Onkels Gegenwart konnte mich zu ihrer Unterdrückung bewegen.

Kein Wunder übrigens, daß ich die Geschäfte, welche sich auf meine Verheirathung bezogen, in der tiefsten Niedergeschlagenheit verrichtete.

Der Abend brach schon an, wie wir nach Hause fuhren. Bei einem Laut des Erschreckens, den ich kurz nach dem Abfahren hören ließ, griff der Onkel besorgt nach meinem Arme und fragte, was mir wiederfahren wäre? Ich konnte ihm keine Antwort geben; ich hatte überhaupt keine Worte. War der Offizier, welcher so eben vorbeigegangen, wirklich der Graf M., das konnte ich nicht sagen, aber Figur, Gang, und alles war ihm so ähnlich, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sein plötzlicher

Anblick in der Dunkelheit mich nicht mächtig erschüttert hätte.

Jetzt erhob sich mein Traum wieder in der fürchterlichsten Klarheit, und Prevot schien mir gar der Mann nicht mehr, dessen Busen ich mein geheimes Leiden vertrauen könnte. Je drückender mir die Einsamkeit meines Herzens vorkam, desto mehr suchte ich auch von außen her einsam zu werden. Von den fernen, kalten Bergen ließ ich mir meine Zukunft erklären. Die Erklärung betrübte mich, und doch konnte ich es meinem Auge nicht wehren, sich aufs Neue in die Eismassen gleichsam zu vergraben.

Es war am zweiten Tage nach der

Reiſe, daß ich beim Untergange der Sonne unter einem Baumgewölbe in des Onkels Garten ſitzend, die großen Stralen auf mich zuwallen, und allmählig vergehen ſah. Immer mehr und mehr erſchien mir der Baumgang wie die Kirche meines Traumes. Es däuchte mich, als läge der Berg von heiligen Scherben, wie damals vor mir, und auch die Engel, welche mir ihr Antlitz verweigerten, glaubte ich zu erblicken. Ich will niemand ſagen, was in mir vorging, als das Traumbild von dem Grafen durch denſelben Mann in Uniform, den ich in Genf aus dem Wagen geſehen, verdrängt wurde. Er kam auf mich zu, und ſprach meinen Namen aus. Er war es; kein Berg verhinderte ihn, und ich mußte ihn, wie im Kram-

pfe an mich drücken, damit mir ihn die Engel nur nicht wieder entriſſen.

Ein heißer Kuß, und der Name Antonia, den er zum zweiten Male ausrief, verſcheuchten die Verwirrung, welche zeither zwiſchen Traum und Wahrheit in mir ſtattgefunden hatte. Ich fühlte mich wieder mit der wirklichen Welt, und ihren Satzungen umgeben. Erſchrocken machte ich mich von ihm los, deſſen gedankenreiches Geſicht von dem unverkennbaren Glücke in einer fremden Seele zu leben, hoch erleuchtet ſchien.

„Antonia,“ fragte der Graf nach einer Pauſe, „iſt es wahr, was mich entzückte? Sprach wirklich der Ton, den Sie vorgeſtern von ſich gaben,

als Sie mich erblickten, sprach er daſſelbe aus, was mir Ihr heutiger Empfang auf eine andre Weiſe ſagte? Nur Ihre Stimme gab mir die Ahnung, daß Sie es ſeyn könnten. Erſt heute im Gaſthofe hörte ich zwei Offiziere meines Regiments von Ihnen und Ihrem Aufenthalte reden. Antonia, Sie lieben mich. Bereuen Sie die Umarmung nicht, worein Sie die überraſchte Natur, ganz gegen Ihr Bewußtſeyn, gezogen. Denn auch ich liebe Sie, und nur das Anſchauen Ihres heitern Bildes lehrte mich das Unglück ertragen, welchem ich unterlag. Hätte ich dieſe Umarmung ahnen können, ſo würde ich mitten im Unglück der glücklichſte Menſch geweſen ſeyn.“

Es verlangte mich von ſeinem Un-

glück etwas zu erfahren, und so vernahm ich denn außer dem, was ich schon vormals durch Amaldi gehört hatte, daß der älteste Graf, sogleich nach des Vaters Ableben, die entschiedenste Feindseligkeit gegen Leonardo gezeigt, und ihm nicht nur alle Unterstützung entzogen, sondern denselben auch auf andre Weise zu kränken gewußt, welches jenem bei den mächtigen Verbindungen, in denen er stehen sollte, ein Leichtes seyn mußte.

Ich nahm, wie man denken kann, großen Antheil an dem allen. Dennoch entschlüpfte mir die leise Frage: „Aber mich mußten Sie doch darüber ganz vergessen haben, Graf; denn sonst hätten Sie mir gewiß einige Nachricht zukommen lassen!“

„Und die ſollten Sie nicht durch Amaldi erhalten haben? Auf vier von meinen Briefen an ihn bekam ich freilich keine Antwort. Er wird doch nicht gar geſtorben ſeyn?“

Dieſes Wort traf in mein Innerſtes. Geſtorben! Möglich war das, und wenn er geſtorben war, ſo hatte ihm der Verſuch mich von meinen Verwandten zu retten, vielleicht das Leben gekoſtet! Wenn die Kirche nach den ſchweren Anklagen des feindlichgeſinnten Priors, mit Strenge verfahren, ſo war es nicht ohne Wahrſcheinlichkeit.

Der Graf wiederholte ſeine Frage und ich machte ihn mit dem Vorfalle

und meinen ängstlichen Vermuthungen bekannt.

„Längst schon,“ sagte er, nachdem er seinen herzlichen Antheil zu erkennen gegeben, „längst hätte ich mich selbst von Ihrem und seinem Zustande überzeugt, wären nicht Dienstgeschäfte dagegen gewesen, die mich auch jetzt so ganz wider Verhoffen in Ihre Arme geführt haben. Warum aber, Theuerste, dieses Widerstreben? Weshalb entziehen Sie mir Ihre Hand? Warum diese betrübte Miene nach dem gegenseitigen Geständnisse?“

„O Leonardo!“ rief ich, „und mein Gesicht sank an seine Brust.“

„Antonia,“ sagte er, „legen Sie

hier ein Geheimnis nieder, das Sie zu ängstigen scheint. Sie leben in beschwerlichen Verhältnissen, wie ich argwöhnen muß. Man tritt Ihrem Herzen, man tritt Ihrem Glauben zu nahe. Ist es nicht so, und ist dies keine Stelle für ihr Herz und für Ihren Glauben?“

Mein Nein! auf diese mich erschütternde Frage quoll blos aus meinen Augen heraus, der Ton fehlte mir.

„Antonia, was soll ich von diesen Thränen denken?“ fragte er, seine Hand auf die sie gestossen waren, an den Mund drückend.

In dem Augenblicke erhob sich ein Geräusch im Garten. Die Dunkel-

heit hatte zugenommen und ich sah Laternen hin und her tragen. Der Name Antonia, den man rief, verrieth mir, daß ich gesucht würde. Aus Aengstlichkeit für meinen Ruf bat ich den Grafen seinen Weg unverzüglich über die nahe Mauer zu nehmen.

„Morgen?“ fragte er; ich erwiederte den Händedruck, welcher die Frage begleitete, und hob durch meine Zurückkunft die Sorge, die man im Hause um mich gehabt hatte.

Meine Abwesenheit würde nicht bemerkt worden seyn. Aber ein unerwarteter Besuch war Ursach gewesen, daß man sich nach mir erkundigt hatte. Er bestand aus den beiden Offizieren, welche mich in dem Gasthofe zu

Genf als ihre Eroberung ansehen mochten. Auch dasmal benahmen sie sich wie Leute, die ihrer Sache vollkommen gewis sind.

Franz war zugleich mit ihnen angekommen, und es schmerzte mich, als er mir für ein Betragen gegen sie, dessen Kälte nahe an Unhöflichkeit streifte, im Stillen seinen Dank sagte. Ich fühlte zu gut, daß er grade mir nicht den geringsten Dank dafür schuldig war.

Meinem Glauben zu nahe treten! Der Ausdruck nagte mir schrecklich am Gewissen, sobald ich auf meinem Zimmer allein war. Der Graf hatte

eine viel bessere Meinung von mir, als ich verdiente.

Mein Verbrechen dehnte sich größer und größer, je länger ich es anschaute. Mit Leonardo waren mir alle die seligen Verhältnisse meines kindlichen Lebens wieder erschienen. Das Kind hatte dem Himmel und seinen Heiligen angehört; die Jungfrau aber mit diesen auch jenen von sich gestoßen. Ich sah keine Heilung auf Erden noch im Himmel. Auf der Welt hatte ich nichts weiter zu hoffen, als vergängliche Freuden, wenn ja diese bei dem Gedanken bestehen konnten, daß mein endliches Loos die ewige Verdammnis seyn müsse.

Der Schlaf, in den ich versank,

machte die entsetzlichen Bilder nur riesenhafter, und brachte meine Liebe zu dem Grafen mit ihnen zusammen. Seine unsterbliche Seele durfte ich nicht antasten; die Stralen der heiligen Jungfrau schlossen einen Kreis um sie, aus dem ich mich auf Ewigkeiten verbannt hatte! —

Mein Traum wurde immer heller und lebhafter. Die irdische Liebe, in deren Entsagung ich sonst meine süßeste Aussicht erkannte, war mir allein noch übrig geblieben. Ich riß den Grafen an meine Brust, und als ich von einem mir neuen sündlichen Gefühle erwachte, entsetzte ich mich, daß meine Arme leer waren. Die verunreinigte Phantasie betäubte mein Gewissen, und ich rief den ganzen Tag lang sehn-

lich die Vorstellung eines Traumes zurück, welcher am deutlichsten zeigte, wie tief ich gefallen war. Frecher und gottloser als zuvor, entzündete der Ort, wo mich der Graf gestern überraschte, und ich ihn heute erwartete, meine Einbildungskraft, und ich saß zwischen Schlaf und Wachen in sinnlichen Ahnungen verloren, als Leonardo herbeieilte.

„Was ist Ihnen, Antonia?“ war seine erste Frage. „Ihr Gesicht glüht wie Feuer.“

„Das Feuer der Hölle ist es, Leonardo.“

„Kommen Sie zu sich, Antonia.“

„Rathen Sie lieber, wie ich mir selbst entfliehe.“

„Sie haben mir wichtige Dinge zu eröffnen, dabei standen wir gestern, als wir gestört wurden. Sprechen Sie, Liebe.“

„Ich habe keine Ausdrücke für das, was ich sagen sollte. Ich liebe Sie unendlich, Leonardo! Das sey Ihnen gestanden, da ich doch Einmal in einem Zustande bin, wo ich alle die Verhältnisse, welche dem Mädchen ein solches Geständnis untersagen, nicht mehr zu scheuen habe. Es ist weit mit mir gekommen, weiter, als ich es vor der ewigen Barmherzigkeit verantworten kann. Außer Ihnen, habe

ich nie einen geliebt, und Sie liebe ich hoffnungslos!“

Meine Reden liefen zu wunderlich durcheinander, als daß Leonardo zu einiger Klarheit hätte gelangen können. Nur an das Letzte konnte er sich halten, und darauf antwortete er: „Hoffnungslos? nein, das wahrlich nicht. Bei den Heiligen, welche — — “

„Leonardo,“ unterbrach ich ihn, „nur Sie sollen die Qualen, die meiner Seele bevorstehen, durch keinen voreiligen Schwur vermehren! Der Himmel ist gegen unsre Verbindung, die Erde auch. Ich bin die Verlobte eines Andern, eines Unwürdigen, der aber doch viel würdiger ist, als ich.“

Der Graf wich einen Schritt zurück, und versank in sich selbst.

„Hat man Sie gezwungen, Antonia?“ fragte er nach der ängstlichen Stille von einigen Minuten.

„Nicht gezwungen!“ antwortete ich mit Festigkeit.

„Nicht?“ fragte er, indem er weiter von mir trat.

„Und doch drückt mich deshalb keine Schuld!“ rief ich, ihn zurückziehend. „Leonardo, nimm mich noch einmal an Deine Brust auf. Ich bin eine Verbrecherin, aber ich liebe Dich

grenzenlos, und habe seit ich Dich kenne, keinen Augenblick aufgehört Dich so zu lieben.“

Er bat dringend um den Schlüssel zu diesen Räthseln.

Ueberzeugt, daß meine Antwort ihn sogleich von mir entfernen würde, legte ich meine glühende Lippen auf seinen Mund, um ihn am weitern Fragen liebreich zu verhindern. Da glaubte ich in seinem Athem einen bessern Geist in mich zu trinken, und das Jungfräuliche verschwand aus meinem Benehmen; ich drückte ihn stürmisch an mein Herz. Es war mir, als ob ich mich so durch ihn retten könnte. Bald wußte ich nicht mehr, ob ich wie vorige Nacht im Traume läge, oder

ob ich wachte. Auch seine Sinne wurden irre, und es mochte schon spät seyn, als mich, in Leonardo's Armen halbentschlummert, der Schein aus einer Laterne traf.

Erschrocken fuhr ich auf; Franz war es, der die Laterne in der Hand hielt, und ich fiel sinnlos auf die Bank zurück.

Wie ich in mein Zimmer und Bette gekommen bin, kann ich nicht sagen. Eben so wenig vermag ich die verworrenen Gedanken auszusprechen, welche ich diese Nacht über in den Augenblikken des Bewustseyns hatte. Das weiß ich nur, daß mich Leonardo's Schicksal am meisten, ja einzig, bekümmerte. Denn mit mir glaubte

ich, sey schon alles entschieden; der ewigen Schande werde nun auch die zeitliche beigefügt werden.

Ich war zur Gnüge gefaßt. Demohngeachtet erschrak ich nicht wenig, als ich am Morgen Franzen ins Zimmer treten sah. Von ihm grade, die Ankündigung meines Schicksals zu vernehmen, dünkte mir sehr hart; es war aber ganz anders als ich vermuthet hatte. „Der Vater,“ fing Franz an, „schickt mich her, Antonia. Ich soll mich erkundigen, warum Sie vom Frühstücke ausbleiben, oder, wenn es nöthig wäre, die Langschläferin wekken. Das sind seine Worte. Kommen Sie, Antonia. Wegen gestern Abend, wo wir alle ängstlich um Sie

waren, sind Sie bei meinem Vater entschuldigt. Sie wären in dem Baumgange eingeschlummert gewesen, habe ich ihm gesagt. Kommen Sie mit mir, damit niemand einen Argwohn schöpfe. Die Erkundigungen, welche ich gern von Ihnen einzöge, auf ein ander Mal.“

Mit diesen Reden nahm er meinen Arm, und führte mich unter Liebkosungen zu dem Onkel. Aber konnte ich mich hier wohl anders, als in meiner vollkommenen Vernichtung zeigen?

Franz schrieb mein leblosses Thun einer Erkältung zu, und der Onkel bedauerte, und vermahnte mich noch, wie er mit dem jüngern Sohne

auf ſeine Stube ging, daß ich künftig die Abendluft im Garten mehr ſcheuen, und mich überhaupt ſchonen möchte, da ich jetzt nicht mehr für mich allein, ſondern auch für meinen Verlobten leben müſſe.

Der unſchuldige Doppelſinn traf die Schuldige um ſo ſchmerzlicher, weil er in Franzens Beiſeyn ſie traf.

„Der Vater,“ fing dieſer an, als wir allein waren, hat des Gartens nun einmal wieder erwähnt, daher mögen mir ſeine Worte zum Uebergange auf ein verdrüßliches Geſpräch dienen, das ich, um nur davon loszukommen, ſo kurz als möglich machen werde. „Kennen Sie den Grafen M. erſt ſeit der letzten Reiſe, Antonia?“

„Nein, ich habe ihn sonst schon gesehen.“

„Und geliebt, Antonia, setzen Sie hinzu!“

„Geliebt!“

„Sie wären in heuchlerische, gefährliche Hände gerathen, Antonia, wenn Sie die Seinige hätten werden sollen! Ich kenne den Bruder des Grafen, und den letztern lernte sein verstorbener Vater noch auf dem Todbette kennen.“

Ich versuchte zu Leonardo's Vertheidigung zu sprechen, aber er sagte:

„Sie sollen mit der Zeit die Doku-

mente von dem bekommen, was ich über ihn urtheilte. Und zeigt Ihnen die Handlung von gestern nicht seine Hinterlist deutlich? Denn auf Ihre Rechnung setze ich es nicht, wenn ein Böswicht Ihre Unerfahrenheit benutzte.“

„O Franz!“ rief ich wehmüthig. „Kein Unrecht diesem Manne. Ich bin strafbarer, als ich Ihnen erscheine. — Was ist aber gestern aus dem Grafen geworden, Franz? Ist zwischen Ihnen und ihm etwas Feindseliges vorgefallen?“

„Von meiner Seite nichts. Um Ihres Rufs willen nicht.“ Dankbar drückte ich Franzens Hand an meinen Mund.

„Uebrigens Antonia,“ sprach er, vergebe ich Ihnen den Fehltritt gerne, ja ich verspreche sogar die Folgen, welche er haben kann, sobald als möglich vor dem Altare über mich zu nehmen. Und von nun an, bitte ich Sie, kein Wort mehr darüber. Ich verlasse mich übrigens auf Sie, daß Sie den Grafen künftig vermeiden, ja im Nothfalle zurückweisen werden. Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich dem Vorfalle irgend einen Einfluß auf unsre Verhältnisse gestatten sollte.“ Darauf verließ er mich.

So viel Großmuth beugte mich nieder, statt mich zu erfreuen. Durch sie ging sogar die einzige Frucht meines Verbrechens verloren, welche mir, wenn ich in der vorigen Nacht mein

Schickſal überdachte, ein leitender Stral in einer ſchauerlichen Finſternis geweſen war: ich kam nicht von dem proteſtantiſchen Bündniſſe los. Dieſes ſtand einem Leben voll Buße und Entſagung mächtig im Wege, und auch die Hoffnung wurde mir abgeſchnitten durch zeitliche Schmach, vielleicht noch von der ewigen erlöſet zu werden.

Franzen jetzt zu entſagen, fühlte ich mich zu ſchwach. Denn meines Erachtens, konnte ihn nur das Uebermaaß ſeiner Liebe eine Vergehung, wie ich begangen, ſo ganz vergeſſen machen, und es war mir unmöglich, ihm in dem Augenblicke ſolcher Großmuth ein Leid zuzufügen.

Alle Ruhe in meinem Gemüthe hörte auf. Das Bewußtseyn einer tiefen Verworfenheit laſtete auf mir. Ich floh die freie Luft, denn in ihr befand ſich ja auch der Laubengang, wo ich den Grafen zweimal geſehen hatte; das zweite Mal! Ach, ich mußte bei dem Gedanken ſchon meine Augen verdecken!

Was Leonardo anging, ſo glaubte ich Franzens Verläumdungen kein Wort. Rührten ſie doch von des Grafen Bruder her, den mir Amalhi ſchon beſchrieben hatte. Auch maas ich dem Leonardo nicht die geringſte Schuld an dem vorgefallenen Verbrechen bei. Um ſo drohender trat die meinige vor mich hin. Es gab nur Ein Unglück noch für mich, das, ihn

wiederzusehen. Denn in welcher Gestalt müßte ich ihm in einem Augenblicke erscheinen, wo sein reiner Verstand nicht von den Sinnen getrübt wurde, nachdem ich ihm meine Weibischkeit in ihrer ganzen Zerstörung gezeigt hatte!

Meine Besuche bei dem alten Prediger, den eine Krankheit schon einen ganzen Monat lang zu Hause gehalten, wurden immer seltner. Er konnte vor den eignen Schmerzen wenig an den Zustand Andrer denken, und ich, wie hätte ich, bei der gegenwärtigen Dumpfheit meiner Sinne und meines Verstandes an etwas auf der mir lebendigen Antheil nehmen können!

Als ich einmal, nach Prevosts wiederholten Nachfragen, vor sein Bette trat, richtete er sich auf, und blickte mir in's Gesicht.

„Was ist aus Ihnen geworden, armes Kind?“ fragte er. Ihre schöne Röthe ist verschwunden, und Ihre Augen sind eingesunken! Sind Sie krank, Antonia?“

„Nein!“ antwortete ich mit Seufzen, und fühlte mich sehr erleichtert, als mich die Ankunft von Fremden der fernern Nachforschungen überhob. — Seitdem besuchte ich ihn nicht wieder.

Er mußte indessen mit dem Onkel von mir gesprochen haben, wie ich

daraus ſchließen konnte, daß dieſer über denſelben Gegenſtand mit mir redete, worauf er zuverläſſig nicht von ſelbſt gefallen wäre. Ich half mir mit unbedeutenden Antworten ſo gut als möglich, doch drückte mich von Stunde an ſeine Aufmerkſamkeit noch mehr nieder, ſo daß mir der Aufenthalt im Hauſe ebenfalls unerträglich wurde.

Der Gedanke, daß dieſes nie anders werden könne, und daß es eher ein Zeichen meiner Dankbarkeit ſey, wenn ich Franzen jetzt verließe, als wenn ich durch mein Unglück, das bei ſeiner Größe gewiß nicht zu verbergen war, das ſeinige herbeiführte, trieb mein Verlangen, die Sünden in der Einſamkeit abzubüßen, wieder

auf den höchſten Grad. In eine ferne Wüſte wollte ich ziehen, und dort durch Kräuter und Wurzeln mein Leben kärglich unterhaltend, einem baldigen Vergehen muthig entgegen ſchauen. Kein Leiden ſollte mir zu hart ſeyn, kein Froſt und keine Hitze; der freie Himmel meine einzige Decke. So glaubte ich mich mit ihm zu verſöhnen, und endlich die Würdigkeit zur alten Religion wieder zu erlangen. Nicht eher jedoch wollte ich wagen zu derſelben überzutreten, bis meine Büßungen mich dem zeitlichen Tode nahe gebracht hätten. Meine letzten Kräfte ſollten dann noch zu einer Wallfahrt nach einer chriſtlichen Gemeinde aufgerafft werden, und ſtarb ich auf ihr unterweges, ſo legte ich mir das als ein Zeichen aus, daß meine

Sünden für die Abbüßung zu groß gewesen wären, und daß die ewige Verdammnis mein Theil bleiben müsse.

Schon hatte ich alles geordnet, ja den Abend festgesetzt, wo ich meine heimliche Reise antreten wollte, und nichts blieb mir übrig, als ein Aufschluß über dieses Betragen für Franzen, den ich schriftlich zurück zu lassen gedachte. Unter tausend Aengsten war auch dieser fertig geworden.

Jetzt aber veränderte eine Wahrnehmung meines veränderten körperlichen Zustandes auch alles in meiner Seele, und mein ganzes Augenmerk richtete sich auf ein Wesen, das eine Folge jenes verbrecherischen Abends

war, und deſſen anfangendes Leben mir mit Einemmale um ſo deutlicher wurde, je mehr ich den Gedanken an ein ſolches über dem Leiden meines Gemüths bis dahin faſt gänzlich auſſer Acht gelaſſen hatte. Die Mutterliebe ſiegte über meinen ſtrengen Entſchluß. Mich ſelbſt hätte ich gern und willig geopfert, aber nicht mein armes Kind, zumal ein ſo köſtliches Andenken an Leonardo. An die Wüſte war nicht mehr zu denken, eben ſo wenig gnügte mir ein Leben unter fremden Menſchen. Sein unſchuldiges Geſchöpf ſollte nicht die Schuld der Eltern empfinden, darum mußte ich Franzens edles Erbieten, vor der Welt ſein Vater zu ſeyn, das ich zeither kaum beachtet hatte, nunmehr mit Dank annehmen. Die Furcht,

mein Kind dem Calviniſchen Glauben Preis zu geben, hätte mich freilich davon abhalten können, aber dieſe hatte ich gar nicht mehr. Ich glaubte nichts feſter, als daß es bei Franzens außerordentlicher Liebe zu mir, ein Leichtes ſeyn würde, ihn ſelbſt zu der allein ſeligmachenden Kirche zu bekehren, und fing ſchon an, mir dieſe Bekehrung als ein Verdienſt anzurechnen, welches vielleicht die Wirkung der nun aufgegebenen Art des Abbüßens für mich hätte.

Mit dieſer neuen Anſicht der Sache, erhielt die zuvor immer ſo geſcheuete Ehe ebenfalls eine durchaus neue Geſtalt. Nichts kam mir jetzt wünſchenswerther vor, als ſie einzugehen. Nur durch ſie konnte meine

Einbildungskraft wieder mit den Fürsprechern bei dem Heilande bereichert werden, welche meine erste Jugendzeit so freundlich umschwebt hatten, und jetzt sich mir entweder gar nicht mehr, oder mit erzürnten Mienen und wehklagenden Geberden zeigten.

Franz mußte die Veränderung in mir gewahr werden, denn es ging so weit, daß ich zuweilen meinem gefälligen Wesen gegen ihn blos darum einen Zaum anlegte, damit er's nicht für Heuchelei nehmen, oder ihm eine andre mich nicht weniger erniedrigende Ursache unterschieben möchte.

Es kam ein Brief an mich, und ob ich schon nicht wußte, wer außer Leonardo, an mich zu schreiben hätte,

ſo betrachtete ich es doch, als mein erſtes Opfer ihn nicht zu eröffnen, übergab ihn Franzen, damit ihn dieſer ebenfalls uneröffnet in den Kamin würfe, und beruhigte mich mit ſeinem Verſprechen, es zu thun.

Der alte Prediger war indeſſen immer ſchwächer und ſchwächer geworden. Er frohlockte jedoch als er den Tag meiner Vermählung erlebt hatte, und nahm ſeine ganze Kraft zuſammen, um den Trauungsakt ſelbſt, und zwar in der Kirche zu verrichten. Die kurze Rede, welche er zur Einleitung hielt, gab hauptſächlich darüber ſeine Freude zu erkennen, daß er doch nun mit der feſten Ueberzeugung von der Welt ſcheiden könne, der Saame der gereinigten Religion, den er in

mein Herz gestreut habe, werde nicht durch die Verbindung mit einem Katholiken vergiftet werden, die er bisher immer noch gefürchtet.

Wie heftig aber wurde ich erst von der Ceremonie, und dann von dem angegriffen, was sogleich darauf erfolgte. Denn kaum war die Handlung abgethan, so sank auch Prevot vor dem Altare nieder um nie wieder aufzustehen.

Der Vorfall machte auf alle Anwesende die lebhafteste Sensation, und wurde sehr verschieden ausgelegt. Der Arzt des Geistlichen gab die plötzliche Veränderung der Luft aus dem Bette in die Kirche und die Anstrengung im Reden, zur Ursache an, und

zuckte die Achseln, daß Prevot davon nicht abzubringen gewesen wäre. Unter den meisten Andern war nur die eine Meinung, daß ihn Gott in seinem Berufe so schön habe sterben lassen wollen, als er gelebt. Ich mußte laut seufzen, weil die Verblendung des Volkes so weit gehen konnte. Denn es war mir, als sähe ich die rächende Hand Gottes deutlich aus den Wolken hervorgreifen, und einen, wiewohl bewußtlosen, doch schweren Verbrecher nach begangener Missethat erwürgen.

Dieser Eindruck ist mir durch mein ganzes Leben in seiner ersten Kraft geblieben.

Schon einige Tage nach der Hochzeit mußte Franz in Handelsangelegenheiten wieder verreisen, und so dauerte es fort. Nur Stunden zuweilen konnte er da seyn, und Wochen, ja das eine Mal über einen Monat war er abwesend, so daß mir keine Zeit blieb, meinen großen Plan durch etwas andres als ein sehr gefälliges Betragen eine entfernte Einleitung zu geben.

Es freute mich herzlich, daß er mir eine gerichtliche Zusicherung meines Vermögens, welche ihn, wie er sagte, in seinen Handelsverbindungen außerordentlichen Vortheil bringen würde; sehr hoch anrechnete, viel zu hoch, wie ich meinte. —

Ich rückte indessen meiner Niederkunft immer näher.

Einen Morgens als Franz nach Hause kam, reichte ich ihm in den ersten Augenblicken der Mutterfreude, das Kind entgegen, dessen Vater zu seyn, er aufs heiligste versprochen hatte, und er gab mir durch eine bedeutende Miene das wirklich Unschickliche dieses meines Benehmens zu erkennen. In demselben Momente fühlte ich schmerzlich, welch ein unüberlegtes Versprechen er gethan hatte, und wie er niemals der Vater zu diesem Kinde würde seyn können. Ich drückte das Mädchen an mein mütterliches Herz und reichte Franzen meine Hand, beides ohne Absicht, und wie durch Instinkt dazu genöthigt. Auch das

muſte er falſch verſtehen. Denn er ging fort, ohne nur etwas weiter geſagt zu haben. Jetzt fielen die erſten Thränen auf ein geliebtes Weſen, das in der Folge unter meinen Thränen heranwuchs, und in dieſem Augenblicke vielleicht ſelbſt über die Schuld der Mutter weint, von welcher die Irrgläubige zur Welt gebracht wurde.

Das Misverſtändnis ging jedoch vorüber, und Franz gab mir, als er in einigen Tagen wieder abreiſete, die Verſicherung, von ſeiner Zurückkunft an mehrere Monate auf dem Gute zu bleiben.

Das war mein Wunſch geweſen, und ich entwarf in ſeiner Abweſenheit

einen ordentlichen Plan, ihn zur wahren Religion zurückzuführen.

Er kam nach sieben Wochen. Bei seinem längern Aufenthalte merkte ich nun, daß ich ihn bei weitem nicht genug gekannt, und viele seiner Eigenheiten von einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtet hatte. So brachte mich seine ungestüme Begierde bei einem sehr schwächlichen Körper darauf, daß die verfallene Gestalt keinesweges von dem Grame um mich, sondern von einer zügellosen Lebensart herrühren möge, und die Augen, womit er jedes leichtsinnige Weib anzulocken suchte, trugen oftmals zur Bestätigung dieser Vermuthung bei. Einer Liebe, wie ich ihm zugetraut, schien er gar nicht fähig zu seyn. Dennoch war seine

große Neigung zu mir nicht zu verkennen, und ich hatte immer noch die beste Hoffnung meinen Plan mit ihm durchzusetzen.

Je weniger ich ihn indessen für eine hohe Liebe geschaffen fand, desto langsamer glaubte ich gehen zu müssen. Eine lange Zeit nahm er daher meine Bemerkungen und Winke leicht hin, wie Reden, welche um der Unterhaltung willen geführet werden, und eben so gut durch andre zu ersetzen gewesen wären, so daß ich endlich mit dem feierlichsten Ernste auf ihn eindringen mußte.

Sein anfängliches Erstaunen ging bald in den heftigsten Unwillen über. Das starke Sprechen zog den Onkel

aus der Nebenstube herbei, und dieser ohne Schonung gegen das Kind an meiner Brust, welches er doch für seine Enkelin hielt, warf so niedrige Schimpfreden auf mich, daß ich voll Jammer zurücksank, und meine kleine Leonora, meinen einzigen Trost, beinahe aus den Armen verloren hätte.

Trotz der Behandlung in diesem Hause, welche von nun an äußerst kränkend wurde, gab ich mit dem ersten unglücklichen Versuche meinen Vorsatz noch nicht auf. Franz war in seinem Betragen zwar viel kaltsinniger gegen mich geworden, doch nahm ich sein, in manchen Augenblicken immer noch unverkennbares, sinnliches Wohlgefallen an mir, für die Aeußerung des höchsten Grads von Liebe,

der in einem so flachen Gemüthe statt finden könnte, und zeigte in einem solchen Augenblicke einmal mein inbrünstiges Verlangen nach seiner Bekehrung. Hierauf wurde er erst kälter, und als ich fortfuhr, zornig. Er schickte den neuen Prediger zu mir, einen so gemeinen Menschen, daß ich mich durchaus in kein langes Gespräch mit ihm einlassen mochte, und der aus Rache das ganze Haus gegen mich aufbrachte.

Franz ging jetzt so weit, mir sogar meine Mutterliebe zu verargen, und in ihr nichts als eine sträfliche Begierde nach dem katholischen Buhler, wie er den Leonardo nannte, zu erblicken. Ueberhaupt quälte er mich, ungeachtet seines freiwilligen Versprechens,

mit den nagendſten Vorwürfen wegen eines Fehltritts, den ich, wie ſehr ich auch die Frucht deſſelben in meinem Herzen trage, ewig bitter bereuen werde. Dieſe Vorwürfe wurden bisweilen ſo laut, daß die Sache dem Onkel ohnmöglich lange ein Geheimnis bleiben konnte, und kaum wußte er es, ſo hatte ich keine ruhige Minute mehr. Er hätte die verworfenſte Dirne mit keinen ärgern Schmähworten belegen können. Vom Verſtoßen hörte die Rede gar nicht auf, und er betrachtete es, als eine Kränkung für die Familie, daß ſein Sohn kein Ohr dafür haben wollte.

Das alles konnte den Dienſtleuten ebenfalls nicht unverborgen bleiben, und auch dieſe, die eifrigſten Anhänger des Calviniſchen Irrglaubens

ließen mich bei jeder Handreichung ihre Abneigung durch mistrauische, übelwollende Mienen bitter empfinden.

Mein Gatte, dem ich, seit ich wußte, warum er mich schätzte, meine Achtung gänzlich versagen mußte, war noch die einzige Person in diesem Hause, welche dann und wann einen wohlwollenden Blick auf mich fallen ließ, und er bereitete sich zu einer sehr langen Reise. Mir graute vor seiner Entfernung und vor dem Aufenthalte in einer mir so feindlichen Familie, daher trat ein alter Entschluß, welcher mir immer aus dem Hintergrunde meiner Seele einen Hoffnungsschimmer zugeworfen hatte, wieder auf's lebendigste hervor, der Entschluß dieses Haus zu verlassen; mit meinem

einzigen Schätze, mit meinem Kinde, wie sich das von selbst versteht.

Eine Hauptsache stand mir dabei entgegen. Ich hätte vom Anfange her die Unvorsichtigkeit begangen, keine eigne Kasse zu begehren, und jetzt wäre der Zeitpunkt nicht gewesen, die Forderung nachzuholen; daher fehlte es mir an dem Nothdürftigsten. Eine in diesem Klima nicht ganz gewöhnliche Winterkälte kam dazu. Welche Aussichten für das zarte Geschöpf, das bis jetzt weder eines Mangels an seinen Bedürfnissen, noch der rauhen Witterung jemals ausgesetzt gewesen war! Und dennoch sollte die Reise gemacht werden. Denn wer bürgte mir dafür, daß des Onkels tückische Blicke, die jetzt bisweilen auf

das Kind fielen, keine traurigen Folgen haben könnten? Die heiligen Engel, glaubte ich, würden gnädig auf ihr Ebenbild, meine Leonora, herabsehen, und sie von mir bis in eine katholische Stadt glücklich geleiten lassen. Welche, galt mir gleich.

Bei hereingebrochner Nacht schlich ich mich daher eines Tages aus der Hinterthüre. Mein Gemal war schon eine Stunde früher weggereiset.

Mein Zutrauen auf den Himmel war in diesem Momente so stark, daß ich ohne genaue Kunde von dem Wege zu haben, immer getrost forteilte. In dem Kinde glaubte ich den sichersten Bürgen für den Schutz des Himmels zu halten, und fühlte die Au-

ſtrengung gar nicht, mit der ich einige Meilen zurücklegte. Aber deſto empfindlicher überfielen mich auch plötzlich die Folgen. Bald konnte ich ſchlechterdings nicht weiter, und doch war kein Dorf, kein Haus in der Nähe. Sogar die Straße mußte ich verloren haben, denn an dem Orte wo ich mit meinem Kinde niederſank, kam niemand vorüber, auch hörte man kein Geräuſch. Jetzt fielen die Vorwürfe mit aller Macht auf mich ein. Es war kaum anders möglich, als daß wir von der heftigen Kälte betäubt, auf dieſer Stelle einſchlafen und nicht wieder erwachen würden. Schon klagte mich das ängſtliche Schreien meiner Leonora, ihres Unterganges an, und jetzt meinte ich, daß es, Frechheit von mir geweſen

wäre, Zutrauen zu den Engeln und Heiligen zu faſſen, welche ich öffentlich verläugnet. Ich hatte die Unſchuld ſelbſt in meine Strafe mit verflochten.

Jeder Schrei der Kleinen gab mir neuen Muth, oder vielmehr neue Verzweiflung das Unmögliche möglich zu machen, und ſo arbeitete ich mich doch noch endlich mit meinen wunden Füſſen, und meiner über alle Beſchreibung gehenden Müdigkeit, nach ungefähr einer Stunde, wieder auf eine Straße, wo ein Fuhrmann, auf meine Bitte bereit war, mich zu dem nächſten Orte, woſelbſt er übernachten wollte, mitzunehmen.

Alſo doch noch vielleicht Rettung!

dachte ich, mein Kind, dem ich sie zuschrieb, und um deswillen ich sie einzig wünschte, an die Brust drückend.

Im Wirthshause, wohin wir kamen, schaute man mich verwundernd an. Meine, wenn auch einfache, doch vornehme Kleidung machte sie irre, wenn sie das Wetter und den gemeinen Fuhrmann betrachteten, der mich gebracht hatte. Dennoch wagte keines eine unbescheidne Frage. Der an mir so sichtbare unglückliche Zustand einer liebenden Mutter, hatte mich in ihren Augen zu einer Heiligkeit erhoben, welche sie mit jedem neugierigen Worte zu verletzen fürchteten. Alles beeiferte sich blos mir zu dienen.

Ich fragte, ob noch andre Reisende

da übernachteten, und sie meinten, daß viel Fuhrleute abgerechnet, niemand eingetroffen sey, als ein Herr aus der Nähe von Genf, der wegen Schadhaftigkeit seines Wagens, wider Willen, die Nacht hier zubringen müsse.

Die Aengstlichkeit, welche mich bei dieser Nachricht überfiel, würde den Leuten schon Verdacht gegeben haben, wenn auch nicht in demselben Augenblicke mein Gatte zur Thüre hereingetreten wäre.

Franz führte mich, als ich mich von einer Ohnmacht erholt hatte, auf sein Zimmer. Hier fielen von seiner Seite einige kurze, harte Reden vor, und das Resultat von allem war, daß wir den andern Tag auf das Gut zu-

rückführen, wo ein größerer Wagen besorgt, und überhaupt alles so eingerichtet wurde, daß ich, mein Kind, und eine Wärterin, meines Gemahls vormalige Amme, ihn auf seiner Reise begleiten konnten.

Eine bessere Periode meines Lebens sollte nun angehen. Muthlos gemacht durch die überstandenen Gefahren für meines Kindes Leben, würde ich jetzt nicht gewagt haben, mich der Gewalt meines Gatten zu entziehen, wenn mir auch Wege dazu offen gestanden hätten. Der Abend auf freiem Felde kam nicht aus meinen Gedanken, und ich schalt noch immer die sträfliche Unbesonnenheit meiner Flucht. Denn wenn ich recht darüber nach-

dachte, wem hatte ich dadurch eigentlich eine unwürdige Behandlung ersparen wollen, als mir? Ein Kind ist durch die Unschuld seines Gesichts sattsam geschützt. Und wäre der Kreis, in dem es lebte, so verworfen, daß dieser Schutz nicht hinreichen sollte, und es hat eine Mutter, so deckt es diese mit ihren Armen zu, und läßt alles gern über sich ergehen. Vom Religionszwange konnte ja mit ihm noch lange nicht die Rede seyn.

Indessen hatte der Himmel doch die Folgen meiner heimlichen Entweichung auf diese Weise herrlich ausschlagen lassen. Das Kind blieb in guter Versorgung. Franz und die Wärterin liebten es, und ich fand in Rom, wo wir uns eine lange Zeit aufhielten,

einen hochbejahrten Geistlichen, den ich vormals bei Amaldi gesehen und von diesem rühmen gehört hatte. Er gab meinem Leben dadurch wieder Kraft, daß er mir die ewig unversiegbare Gnade Gottes für alle herzlich Büßende zeigte. Er wies mich in meiner Verzweiflung wegen des Uebergangs von dem gottseligen Wandel der frühern Jahre zur sinnlichen Begierde, auf die heilige Magdalena von Pazzis hin, deren Kindheit der meinigen sehr ähnlich gewesen, und die doch in der Folge dem Karmelitenkloster, welches sie zu ihrer ewigen Ruhestätte gewählt hatte, auf fünf Jahre abtrünnig geworden war, um irdischen Ergötzungen nachzuhängen. Dem Abfalle von der Kirche schrieb er, und gewis mit Recht, die Verunreinigung

meiner Sitten zu. Doch nahm er auch die Schuld jenes gottlosen Abfalls gänzlich von meiner Seele. Er würde dem calviniſchen Prieſter zugerechnet werden, ſo wie auch meine Ehe, weshalb der Himmel ja ſelbſt ſchon den deutlichſten Wink durch die Todesart dieſes Mannes gegeben hätte. Meiner eifrigen Reue nach, erklärte mich Pater Andreas, aus deſſen Munde Gottes Rede ſo heilend floß, in kurzem für würdig in den Schoos der Kirche zurückzukehren, und mein irrdiſches Bewußtſeyn iſt niemals in heiligen Entzückungen ſo vollkommen untergegangen, als in dem Augenblicke, wo ich nach langem Schmachten, ja nach einer nagenden Verzweiflung an dem ewigen Wohl meiner Seele, den wirklichen Leib des

Herrn wieder aus den würdigsten Händen empfing.

Je mehr mich die heimlichen Zusammenkünfte mit dem Pater Andreas Mühe kosteten, desto theurer wurden sie mir. In ihnen erhielt ich Rath und Trost über alles, und auf die Frage, ob ich wohl besser thue mit meinem Kinde zu entweichen? antwortete er mir, daß der Zeitpunkt dazu jetzt noch gar nicht da sey, ja vielleicht niemals eintreten werde. Was mein öffentliches Bekenntnis des wahren Glaubens anlangte, so schienen ihm die Umstände dagegen zu sprechen. Bei meinen Verhältnissen, und der aufrichtigen Neigung, welche ich zu dem Himmel hätte, wäre die Geheimhaltung meiner Religion, we-

nigſtens für die Gegenwart, das beſte Mittel ihr Dienſte zu leiſten. Denn Gott gönne zwar vielen das Glück ihn öffentlich auf die rechte Weiſe zu preiſen, von andern hingegen verlange er zuweilen ein geheimes Wirken zur Verherrlichung ſeines Namens. „Es rückt überhaupt,“ ſo fuhr er voll prophetiſchen Geiſtes fort, „eine Zeit heran, wo man alles wird aufbieten und mehr im Dunkeln als beim Lichte der Sonne arbeiten müſſen, um ein höheres Licht zu erhalten. Schon winden ſich um den Grund der Pfeiler der Kirche ungeheure, mit Kraft der Hölle ausgerüſtete Schlangen. Ueberall ſchreit der Unglaube von Unterdrückung, um die Misvergnügten mit ſeinen Dolchen gegen den Glauben zu bewaffnen. Ein wilder Sekal, den

ſie Aufklärung nennen, blizt die Völker an, daß ſie blind werden, und den Staub nicht ſehen, aus dem ihre neuen Tyrannen hervorkrochen, ſie dahin ab zu reißen; daß ſie die Pracht der Thronen und Tempel, ja den Glanz des Himmels nicht mehr erkennen. An allen Orten glüht die Empörung noch ungeſehen, und herrſchſüchtige Große ſchüren das Feuer in dem ſie umkommen müſſen. Es iſt ſeinem Ausbruch nahe, mehr darf ich nicht ſagen, wenn ich's auch wüßte. Aber nie, nie, nie, wird dennoch die Kirche Gottes untergehen, alle Anſtrengungen ihrer Feinde werden nichts als deren Ohnmacht beweiſen, und gewis dazu beitragen, den Dienſt des Allerhöchſten zu ſeiner alten Reinigkeit zurückzubringen.“

Dieſe wenigen Worte hatten den frommen Greis ſo erſchöpft, daß ihm der Athem entgangen war. Er ſank auf die Kniee und hob ſeine Augen und gefaltenen Hände voll Inbrunſt in die Höhe. Ich hätte, als er wieder ruhiger geſtimmt war, gerne mehr erfahren, aber ſeine Rede wurde nun immer dunkler. Er ſprach von Abtrünnigen, welche ihre gutgeſinnten Verwandten aufopferten, und mit Gleisnerei bis an den Buſen der Gewaltigen ſchlichen, um ihn, wenn ſie es Zeit glaubten, zu durchbohren. Selbſt Prieſter der wahren Religion gäbe es darunter, deren unreine Leiber niemals die heilige Weihe hätten empfangen ſollen, und welche, der ſtrengen Regel überdrüßig, nach den Gelüſten des Staubes dürſteten, ſo

wie andre, die ſich der geiſtlichen Demuth um weltlicher Herrſchaft willen gern entziehen möchten. Was er noch redete, war mir vollends undeutlich, ſo empörend auch der mir ſo feindliche Name des ältern Grafen von M. darinnen klang, welchen er immer mit Seufzen ausſprach. Es kam mir vor, als wären ihm im Beichtſtuhle ſchreckliche Dinge entdeckt worden, welche er niemanden verrathen durfte.

Eines Tages fand ich in des Paters Zimmer einen Mönch, deſſen Geſicht ich mich geſehen zu haben erinnerte. „Amaldi?“ rief ich, voller Freude, als er mir nahe kam.

„Oder Johannes, wie ich jetzt genannt werde!“ war ſeine Antwort.

Die überſtandnen Leiden ſowohl, als eine heitre Seelenruhe wurden von ſeinem Geſichte angekündigt. Er befriedigte bald mein Verlangen nach ſeiner Geſchichte. Ein giftiges Gefängnis hatte kurz nach unſrer mislungenen Flucht ſeiner Geſundheit geſchadet, und ein förmlicher Proceß war ihm beſonders darum nicht gemacht worden, weil man ſo ſeinen Tod ſichrer in Händen zu haben meinte. Es würde auch gewiß um ſein Leben geſchehen ſeyn, wenn nicht der Prior, ſein Feind, plötzlich geſtorben wäre. Unter dem neuen, welcher aus einem andern Kloſter genommen war, wurden die mehreſten Handlungen des Verſtorbenen geprüft. Amaldi ſollte ebenfalls verhört werden, und der Prior ließ, ſobald er in ihm einen

Jugendfreund kam, seine Entschuldigungen um so eher Eingang finden. Kaum war Arnaldi frei, so verkaufte er seine ländliche Besitzung, da ihn, wie er jetzt gestand, nichts mehr an diese Gegend fesselte. Das Nachdenken im Kerker hatte ihm außerdem über seine Irrthümer volle Aufklärung gegeben, und er beschloß daher sich den Klostergelübden zu unterwerfen. Die heiligste Stadt auf dem ganzen Erdkreise kam ihm der Sühnung seiner begangenen Sünden am angemessensten vor. Darum begab er sich nach Rom in ein Cisterzienserkloster, wo er auch bereits sein Noviziat überstanden hatte.

Meine Frage, ob er die Maria, zu der ich sonst so oft meine Andacht

gehabt, mit in ſeine Zelle genommen, beantwortete er mit nein! „Aber,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt in den beſten Händen! — Ach, Antonia, warum haben Sie den ſchönſten Traum meiner Zukunft zerſtört? Schon ergötzte ich mich daran, ein Leben, wie ich es ſo gern mit der Verſtorbenen geführt hätte, die Sie kennen, in Ihnen und Leonardo anzuſchauen. — Zufällig war es, grade am Tage meiner Befreiung, daß mich dieſer ſo mannichfach gekränkte Mann zu beſuchen kam, nachdem er häufige Briefe umſonſt geſchrieben hatte. Die Mutter Gottes in meiner Kapelle bewahrte ſein theuerſtes Andenken, und ich konnte ihm ſeinen warmen Antheil an meinem überſtandenen Leiden nicht beſſer danken, als wenn ich durch ein

Geſchenk mit dieſem Gemälde zeigte, welchen Antheil ich an ſeinen Leiden nähme, die, von der Kraft ſeines Herzens zu ſchließen, noch lange nicht überſtanden waren.“

Pater Andreas gab hier dem Johannes eine Erinnerung, und dieſer ſagte:

„Verzeihen Sie, Antonia, nur aus Uebereilung ſchnitt ich in Ihre Wunden; ich weiß ja alles. Ich kenne die Umſtände in denen Sie lebten, Ihre Verfinſterung, und das neue Licht, welches Ihnen aufgegangen iſt. Nur die Frage noch, Antonia: Iſt Leonardo's Brief wirklich durch Sie in die Hände Ihres Gemahls gekommen?“

„Ja!“

„Durch Sie, Antonia? Wie konnten Sie das? Dieſen Brief, Antonia, wie?“

Ich erſchrack; erzählte ihm, wie ich von ſeinem Inhalte gar nichts wußte, und überhaupt die Umſtände.

„Argloſe Seele!“ rief er. „Wie wenig kannten Sie Ihren Gatten, wenn ſie meinten ſein Wort den Brief uneröffnet zu verbrennen, würde deſſen Geheimnis ſchützen! Da Sie ſo viel wiſſen, ſo bin ich Ihnen auch das Uebrige ſchuldig. Der Brief, welcher Mittel zu Ihrer Rettung enthielt, und nebenbei einige Seitenblicke nach der, wahrſcheinlich auf politiſche

Zwecke ausgehenden, Verbindung Ihres Gatten mit Leonardo's Bruder, der Brief in solchen Händen, mußte ihn seine Freiheit kosten. Sie wurde ihm jedoch in der Folge wieder gegeben, weil der ältere Graf M., da Leonardo in sein Geheimnis gedrungen schien, jetzt mehr wie jemals ihn auf seine Seite zu bringen suchte. Das Gefängnis übrigens würde dem Leonardo weit leichter gewesen seyn, wenn er die Ungewißheit, ob er Ihnen den Verrath zuschreiben müsse, hätte verschmerzen können."

Hier konnte sich Andreas, der an meinem schnellen Farbenwechsel, die Bewegung in mir bemerkte, nicht länger halten. Er strafte den Johannes mit einigen ernsten Worten.

„Ziemt es sich,“ fragte er, „für einen Klosterbruder, die Hoffnung auf irrdische Liebe in einem Gemüthe wieder zu entzünden, das zuvor seine Seligkeit darin gefunden, wenn die weltlichen Verhältnisse ihm gestattet hätten, sich solcher Liebe gänzlich zu entschlagen?“

Johannes entschuldigte sich damit, daß Leonarde weit entfernt wäre, irgend eine sinnliche Verbindung, sey es auch mit mir, einzugehen, wenn er schon ein Gespräch mit der Geliebten gewis nicht ablehnen würde.

Allein auch dagegen ereiferte sich Pater Andreas. „Es ist rathsamer,“ sprach er, „solche Gespräche zu vermeiden. Denn der Mensch ist ein ge-

brechliches Weſen, welches nicht wagen darf ſeinen Schöpfer zu verſuchen, wenn es ihm ähnlicher zu werden ſtrebt. Beruhigen Sie Sich, Antonia, geliebtes Kind, und laſſen Sie Ihre Ruhe nicht von den Worten eines Schwachen vergiften.“

Johannes gab ſeine Rechtfertigung noch nicht auf, und führte ſeine makelloſe Verbindung mit meiner ſeligen Tante zum Beiſpiel an. Doch Andreas rief: „Was will das ungeſchickte Beiſpiel bedeuten? Fließt denn in einem Menſchen das Blut ſo ruhig wie in dem andern, und giebt es nicht beſonders in dieſem Falle eine Erinnerung, verführeriſcher als alles? Seyn Sie ruhig, Antonia. Ich verſpreche Ihnen auch, daß Sie niemals wieder

durch irgend jemand gestört werden sollen. Johannes ist mein Freund, mein Vertrauter. Aber er hat, wie ich merke, seine Gefühle noch immer nicht gehörig unterjocht, daher muß ich ihn ernstlich auf das Gebot verweisen, daß jeder Klosterbruder die Rede mit Weibern vorzüglich meiden soll. Ich selbst werde es seinem Abt anzeigen, sobald ich wieder von einem Gespräch zwischen ihm und Ihnen erfahren sollte. In diesem Hause kann er künftig nur in Ihrer Abwesenheit Zutritt finden, außerdem immer an dieser Stelle.“

Er schloß dabei dem Johannes in seine Arme, welcher von seiner Rede sichtbar überzeugt, sich mit einem

Abschiedsblicke auf mich, sogleich entfernte.

So lästig mir auch die Art von Zuneigung fallen mußte, welche mein Gemahl immer noch gegen mich zeigte, so verlieh mir doch die wiedergewonnene Religion die Kraft alles zu ertragen, und auf diese Weise ging es zu, daß er endlich sein Mistrauen gegen mich gänzlich aufgab.

Der ältere Graf M., den ich jetzt kennen lernte, war mir darum eine sehr überraschende Erscheinung, weil ich durch eine Unterhaltung mit ihm von einigen Stunden schon das beste Vorurtheil für denselben gefaßt hatte, als ich erst seinen Namen erfuhr.

Nun wunderte ich mich nicht mehr, daß es ihm gelungen war, dem Vater so für sich einzunehmen. Denn ohne die Thatsache, welche ich von ihm wußte, würde ich selbst von seinem, der Gutmüthigkeit bis zur Täuschung ähnlichen, geschmeidigen Wesen verleitet, für seinen Edelmuth gestritten haben. Er besaß ausser **, an mehrern Orten, unter andern zu Rom und Florenz völlig eingerichtete Häuser, und bei der Verbindung zwischen ihm und meinem Gemal, war es natürlich, daß wir oft bei ihm Mittags und Abends zubrachten.

Der Widerspruch seines Charakters mit dem äußern Scheine, und die Erinnerung an seine Handlungen gegen Leonardo, hätten mich eher antreiben

ſollen, ſeine Zimmer zu vermeiden, als ſie aufzuſuchen. Und doch begleitete ich meinen Gemal nirgends ſo gern, als in die Zimmer des Grafen. Es war nämlich eins davon mit vielen Gemälden behängt, unter denen ſich Leonardo's Bildnis befand. Das erſtemal erſchrak ich heftig darüber, deſto lieblicher wurde jedoch ſein Eindruck in den folgenden. Selten wagte ich's, mir einen langen Blick darauf zu erlauben, aber ſchon im Vorübergehen ergötzte ich mich durch eine unbemerkbare Wendung daran. Je flüchtiger mir die Erſcheinung war, deſto deutlicher glaubte ich einen Wink des Bildes auf mich zu erblicken, und der Sinnentrug führte mich ſo weit, daß ich es allezeit für eine Kränkung des wirklichen Leonardo anſah, wenn

die Furcht beobachtet zu werden, mit die Erwiederung des ſtillen Gruſſes unterſagte. Mein Gefühl gegen Leonardo trug jetzt wieder eine ſolche Reinheit und Heiligkeit an ſich, wie nur in den erſten jungfräulichen Tagen. Es war dem Bilde des Lieben, das in meiner Seele ſich regte, eine Erquickung, von ſeinem Ebenbilde in der Maſſenwelt angeſprochen zu werden, doch ſehnte es den wirklichen Leonardo nicht weiter herbei. Ich war beruhigt, wenn es dieſem, ſo weit es ſeyn konnte, wohl erging. Andreas hatte mich durch ſeinen frommen Troſt dahin gebracht, daß ich ſogar die Handlung mit dem Briefe, den ich meinem Gemal uneröffnet gegeben, für rechtmäßig anſah, und die unglücklichen Folgen, welche ſie für Le-

nardo gehabt hatte, Franzens unrechtmäßigem Benehmen zuschrieb, das billiger Weise nicht auf meine Rechnung kommen konnte. Nichts war mir fürchterlicher als das Verbrechen in dem Laubengange. Ich durfte bei meinen jetzigen Gesinnungen dessen Wiederholung zwar nicht mehr scheuen, allein schon um mich selbst noch deshalb zu strafen würde ich Leonardo's Umgange ausgewichen seyn, wenn er mir auch vergönnt worden wäre. Johannes war der einzige, der mir Nachrichten von Leonardo zukommen ließ, doch mußte ich sie alle blos durch den Pater Andreas erhalten, auch waren sie so flüchtig und wenig umständlich, daß ich nicht einmal von dem Aufenthalte des Vaters meiner theuern Leonore

ein Wort erfuhr. Der Fragen danach enthielt ich mich indeſſen, weil ich fürchten mußte, daß mir in ſolchem Falle des Pater Andreas fromme Strenge vielleicht alle Nachrichten entziehen könne.

Bald wurde ich jedoch auf das zuverläßigſte von dem Orte ſeines Aufenthaltes unterrichtet. Ich habe ſchon erwähnt, daß mein jetziges Betragen meinem Gemahl ein großes Zutrauen einflößte. Ohne mich auch nur mit einer eiferſüchtigen Grille zu beläſtigen, hatte er mich daher mit meinem Kinde, während einer Reiſe auf einige Wochen, in Rom zurückgelaſſen, und ein Paar Tage nach ſeinem Abgange erhielt ich ſogar, nebſt einem Briefe, einen Auftrag an den

ältern Grafen M. den ich, so gleichgültig er auch klang, keinem Fremden vertrauen sollte. Ich suht deshalb sogleich in des Grafen Wohnung. Das Vorzimmer stand offen und leer, das zweite auch, und ich freute mich schon auf ein längeres und ungestörtes Verweilen im dritten Zimmer, wo die Bilder hingen, denn dieses war, von aussen zu urtheilen, ebenfalls ganz einsam. Aber es war nicht leer, vielmehr zum Erdrücken voll, möchte ich sagen; wenigstens hätte der unvermuthete Anblick beinahe mein Herz erdrückt. Nicht der Graf, den ich suchte, sein Bruder Leonardo stand da, und richtete seine erstaunten Augen auf die Eintretende.

„Hätte ich doch nicht geglaubt

fing er endlich an, „daß mir in dieſem Hauſe jemals das Glück erſcheinen könnte! Ich ſollte Dich nicht ſehen, Antonia„ und gelobte es dem Johannes, weil der Pater Andreas es ſo verlangt hatte. Die Schickung iſt mehr als ein Wort des Andreas, denn ſie kommt von Gott, dem ich meinen innigen Dank dafür bringe, — Sie ſind erſchüttert, Antonia. Thut mein Auge dem Ihrigen ſo weh, daß Sie keinen Athem ſchöpfen können?“

„Und das nimmt Sie Wunder, Leonardo?“ erwiederte ich. „Das letzte Mal, an dem ich Sie ſah, tritt mir mit Ihnen vor mein Geſicht, und ich finde nirgend einen Raum mich vor mir ſelbſt zu verbergen!“

„Ach“ Antonia, ſollten wir nicht beide genug dafür gebüßt haben?“

„Und dann halten Sie mich vielleicht für eine elende Verrätherin. Ich weiß ja nicht ob Sie über einen gewiſſen Vorfall Aufklärung erhalten haben.“

„Ueber alles, Du reine, liebe Seele; Johannes hat mir alles entdeckt. Du haſt Dich ſelbſt Deiner Pflicht geopfert, was konnte ich mehr verlangen? Doch da wir einmal zuſammengeführt worden, ſo laß uns keine Zeit zu einer beſſern Unterredung verlieren. Hier ſind wir keine Minute ſicher; denn ich habe eben alle Bediente nach meinem abweſenden Bruder fortgeſchickt, dem ich eine wichtige Warnung

hinterbringen muß, wahrscheinlich eine fruchtlose, und die letzte, wenn das ist.“

Nur unter der Bedingung, daß Andreas darum wüßte und seine Einwilligung gäbe, gewährte ich Leonardo's Bitte um eine Zusammenkunft. Darauf sagte er: „Ist es denn bloßer Zufall, Antonia, daß wir uns hier sehen? so frage ich Ihr glaubensvolles Herz.“

„Nicht Zufall, aber Prüfung vielleicht. Der Höchste redet durch den Mund seiner Diener. Der fromme Andreas mag es entscheiden.“

„So werden wir uns nie wieder sehen, Antonia!“

In dem Augenblicke hörte man kommen, ſo daß wir kaum Zeit hatten unſre Bewegung ein wenig zu unterdrücken. Einer der ausgeſchickten Bedienten war es, mit der Nachricht, daß ſein Herr ſogleich erſcheinen werde.

Das geſchah. Der Graf ſtutzte als er uns beide traf. Wer weiß, was für Anſchläge er ausgeſponnen fürchtete! Doch ſammelte er ſich ſehr bald wieder und näherte ſich mir mit einiger Galanterie. Ich machte mich leiſe von meinem Auftrage los, und übergab ihm den Brief. Er warf einen ſchnellen, argwöhniſchen Blick auf Leonardo, als fürchte er, ich möchte den ſcheinbar unbedeutenden Auftrag dieſem vertraut haben, auch miſchte ſich nachher etwas Steifes in

ſtin Betragen, welches zu erkennen gab, daß er nicht bei vollkommener Faſſung ſey. Ich glaubte ihn hierin beruhigen zu müſſen, und ſagte daher, als er mich hinaus begleitete: „Fürchten Sie keinen Misbrauch des Zutrauens meines Gemahls von mir.“ Dieſes Wort ſchien ihn verlegner, als alles Vorhergegangene zu machen, denn es währte lange, ehe er mit freundlicher Miene die bittre Antwort hinwarf, daß er wiſſe, wie ich meinem Gatten bereits die nachdrücklichſten Beweiſe gegen einen ſolchen Misbrauch gegeben.

Grade wie ich vermuthet hatte, nahm der Pater Andreas meine Frage wegen eines Geſprächs in ſeinem Beiſeyn mit

Leonardo auf. Alles was er mir verſtattete, war, ihm mein Bild zurückzulaſſen, welches auch ſogleich in des Paters Stube, von einem geſchickten Miniaturmaler, ſeinem guten Bekannten, angefangen wurde. Leonardo hatte die kleine Leonora noch nicht geſehen, und nach vielen Bitten gab mir Andreas auch darinn nach, daß ich ſie mit auf das kleine Gemälde durfte ſetzen laſſen. War es doch ohnedem ſchon mein feſter Vorſatz geweſen, die Kleine in dieſen Tagen einmal mit zu dem Pater zu nehmen, damit ſie, die keine rechtmäßige Taufe empfangen hatte, wenigſtens nicht ohne den Segen von einer geweihten Hand heranwachſe.

Ich entfernte daher eines Tages

die Wärterin auf eine unverdächtige Weise, und kam bei dem Pater mit der Kleinen an, welche, als hätte sie schon eine Ahnung des höchsten Glückes, sogleich beim Eintritt ihre zarten Arme nach dem frommen Andreas ausstreckte, und ihn während der heiligen Handlung, gleich einem himmlischen Wesen anlächelte.

Der Maler erschien; und hatte seine Freude so sehr an der Kleinen, daß ihm ihre Nachbildung wohlgelingen mußte.

Mein Gesicht, an dem er noch hier und da nachzuhelfen hatte, stund nebst Leonorens, als die Dämmerung nahte, vollkommen fertig da; das Uebrige wollte der Künstler zu Hause vollenden.

Ein an einer Rose vor meiner Brust befestigtes Band mit dem Namen Leonardo sollte um mich und die Kleine geschlungen werden, und Leonardo das Ganze, sobald es fertig war, aus Andreas Händen erhalten. — Eine Heiterkeit, wie ich sie nur selten in mir empfand, belebte mein Gemüth. Ach, ich ahnete nicht, was mir eben bevorstand. Denn mein Gatte sollte erst in einer Woche zurückkommen, und die Wärterin konnte meinen Auftrag noch nicht besorgt haben. Niemand, glaubte ich sonach, würde mich zu Hause vermissen, und ging bald nach dem Maler ohne Furcht vom Andreas weg, seine Begleitung, da meine Wohnung nicht weit davon war, ablehnend.

Andreas mochte eben erst wieder zu-

rückgegangen seyn, als zwei Männer in Mänteln auf mich zueilten, die ich an den Stimmen sogleich für den ältern Grafen M. und meinen Gemahl erkannte. Der letztre wollte mir mein Kind gewaltsam vom Arme reissen, ließ aber nach, als er bei meinem Widerstande, den guten Willen sah, zu folgen. Beide Männer sprachen bis wir ins Haus gelangt waren, kein Wort, das auf mich Bezug hatte. Hier aber stürmten sie, wegen einer Verabredung zur Flucht mit Leonoren auf mich ein. Das Kind, das ich bei mir hätte, sagte man, bewiese die Sache vollends, und ich wurde deshalb zu sehr bedrängt, um die Einsegnung Leonorens nicht zuzugestehen. Diese schien meinem Gatten zwar Verbrechen genug, aber doch sollte ich

schlechterdings noch eine andere Verrätherei begangen haben, und ich merkte deutlich, daß der Graf M. ihn durch einen Eilboten von meinem Zusammentreffen mit Leonardo u. s. w. unterrichtet, und ihm schleunige Rückkehr empfohlen hatte.

Klarer noch als deutlich in des Grafen Hause, ward es mir, daß mich mein Gemahl gegen diesen ohne alle Schonung behandelt haben mußte. Denn in dem schrecklichen Verhör, welchem mich diese beiden Männer unterwarfen, kamen selbst von M — s Seiten Ausdrücke vor, die meine ganze Weiblichkeit empörten. Sie maßen es meiner Verstocktheit bei, daß ich auf ihre Fragen nichts zu antworten vermochte, und von nun an war alles

Zutrauen meines Gemahls dahin, so daß er mich unter vier Augen wie seine Buhlerin behandelte, und ein für allemal der Wärterin meines Kindes in seiner Abwesenheit eine Art von Aufsicht über mich ertheilte, welche diese auch nicht wenig gelten zu machen verstand. Es hieß freilich, daß ihre Aufmerksamkeit nur meine Leonora angehen sollte. Denn mich hielt niemand; ich konnte gehen, wohin es mir beliebte. So wenigstens sagte mein Gemahl. Aber ist es nicht die kränkendste Aufsicht über eine Mutter, wenn man ihr blos vor Zeugen ihrem Kinde liebzukosen verstattet? Mein Tyrann, so darf ich ihn nennen, wußte wohl, wie tief diese Tochter meinem innersten Leben eingewebt war, und daß ihm bei solchen Maasregeln seine

Buhlerin nicht entrinnen würde. Es blieb noch mein einziger Troſt, daß er niemanden, als ſeinem Vertrauteſten, dem Grafen M. den Urſprung des Kindes entdeckt hatte, vielmehr eine Art von Stolz darein ſetzte, es den Leuten als das ſeinige zu zeigen. Deshalb äußerte er auch wirklich eine Aufmerkſamkeit für Leonoren, welche mir außerdem, bei ſeinem Gemüthe, unerklärlich geweſen ſeyn müßte. Das Kind ſo wiederholte er oft mit einer ſchneidenden Härte, bliebe ſelbſt dann in ſeinen Händen, wenn er mich vielleicht einmal verſtieße. Das letztere drohte er mir aber beſonders für den Fall, daß ich jemals wieder einen katholiſchen Prieſter zu meinem Vertrauten machen, oder meinen Gottes-

dienſt nach der Weiſe jener Kirche verrichten würde.

Ich hielt dieſe Drohung damals für eine zweckloſe Grauſamkeit, doch vermuthe ich ſeit unſerm Aufenthalte in Frankreich, daß er wohl Urſachen haben mochte, ſich und die Seinigen als Feinde der katholiſchen Religion ſehen zu laſſen.

Welch eine Lage würde jetzt die meinige geweſen ſeyn, wenn ich noch nicht zu dem alten Glauben wieder aufgenommen worden wäre!

Bei aller Furcht aber vor der Trennung von meinem lieben Kinde, ließ ich mich doch zuweilen durch den Unmuth, oder die Sehnſucht meines

Geistes nach dem Heiligen verleiten, die Tempel des Herrn heimlich zu besuchen, und ich kann die Stärkung nicht beschreiben, welche ich solchen Andachten zu verdanken hatte.

So verging mein Leben mehrere Jahre und an verschiednen Orten. Niemand schien meine geheimen Kirchenbesuche zu bemerken, außer einem jungen Manne, Namens Alfonso di Rota, mit dem ich zuvor schon in einigen Gesellschaften zusammengekommen war. Beides in Neapel. Alfonso schien eine große Neigung zu mir gefaßt zu haben, die ich ihm aber wohl, selbst bei einer vollkommenen Freiheit meines Herzens, und einer bessern Uebereinstimmung unsrer Jahre, nie erwiedert haben würde. Er begleitete mich aus der Kirche, wo er mich zufällig

getroffen, nach meiner Wohnung. Ich fürchtete bei dem nächsten Zusammentreffen mit ihm unvorsichtige Anspielungen auf die Kirche, daher entschloß ich mich, ihn davor zu warnen, und glaubte bei seiner sichtbaren Liebe zu mir, keinen Verrath von ihm besorgen zu dürfen. Weil ich indessen wahrnahm, daß sich von nun an seine Aufmerksamkeit gegen mich verdoppelte, vermied ich alle besondern Gespräche mit demselben, und wählte eine andre Kirche für meine heimlichen Andachten, so lieb mir auch die vorige um eines Bildes willen gewesen war, dessen Mutter Gottes große Aehnlichkeit mit der in Amaldi's Kapelle hatte.

Eines Gelübdes wegen, wagte ich eines Tages als unsre Abreise von Neapel mit Einem Male vor sich gehen sollte, noch einen Flug gleichsam, in die Kirche, und dieses wurde entdeckt. Sogleich sagte mir mein Gemahl mit der bittersten Strenge, daß ich seine Gattin nicht länger heißen könne, und mich mit einem Jahrgehalt, das er mir aussetzen werde, von ihm entfernt halten solle.

Ach, noch fehlte es mir an Kraft, meine sechsjährige Leonora zu verlassen! Nach vielem Flehen gelang es mir endlich, als Dienerin bei meinem Gemahl bleiben zu dürfen.

Man brachte dem Kinde nach und nach bei, daß es nun Zeit wäre, mich

anders als Mutter zu nennen. Die Leute könnten es sonst am Ende wohl in der That für wahr halten. Welche Kränkungen für die wirkliche Mutter!

Von nun an hieß mich alles Fräulein Antonia, und nur wenige mochten mich für etwas anders als die Buhlerin meines Gemahls erkennen. Beim nächsten Fehltritt indessen, so deutete man mir an, — und was man Fehltritte nannte, habe ich bereits gesagt, — beim nächsten dürfe ich nicht weiter auf Duldung im Hause einige Rechnung machen.

Die Geschäfte meines Gemahls schienen immer mehr und mehr Vor-

ſicht zu erheiſchen. Schon in Neapel hatten wir unter falſchem Namen gelebt, und bei den ſeit ein Paar Jahren noch häufiger gewordenen Reiſen von einem Orte zum andern, wechſelte er die Namen faſt ſo ſchnell als die Kleider, zumal in Frankreich, wo wir uns größtentheils aufhielten.

Die einzige Beſchäftigung, welche in dieſen trüben Tagen, wo das Wort des frommen Andreas wahr zu werden anfing, und die heilige Religion immer empörendere Bedrängniſſe erleiden mußte, mein Gemüth aufrecht erhielt, war Leonorens Ausbildung. Was ich der Bemühung meiner ſeligen Tante, einer ſehr geiſtreichen, und unterrichteten Frau, zu verdanken

hatte, trachtete ich auf sie überzutragen, und ein herrlicher Erfolg lohnte mein Bestreben. Alles dieses mußte jedoch in Gegenwart der Frau geschehen, welche sonst Leonorens Wächterin vorgestellt hatte, und jetzt noch, vorzüglich als des Mädchens Schutz gegen mich und meine Grundsätze, im Dienste beibehalten wurde. Nach dem plötzlich erfolgten Tode dieser Frau ließ mein Gemahl ihre schon bejahrte Tochter Gertrude, aus der Schweiz kommen, um die Stelle der Verstorbenen einzunehmen. Bei einem noch menschenfeindlichern Aeussern würde mir diese manche Rücksicht verstattet haben, wenn ich im Stande gewesen wäre, ihren unersättlichen Eigennutz zu befriedigen. Aber leider fehlte mir die Kasse dazu. —

Als wir wieder nach Rom kamen, war mein erstes, mich nach dem Pater Andreas zu erkundigen; der Himmel hatte ihn mir genommen. Zu Johannes zu gelangen, fand ich kein Mittel, und die Kirche scheute ich wegen der drohenden Gefahr.

Eines Tages erblickte ich den Leonards von weitem aus meinem Fenster, und erschrack nicht wenig, als mir Gertrude von seiner Bemühung mich zu sprechen, etwas zuflüsterte. In der Meinung, sie gehe darauf aus mir meine Schlinge zu legen, zeigte ich ihr, so sehr sie mich auch von ihrer Aufrichtigkeit versicherte, meine Verachtung immer deutlicher, bis sie mir endlich durch ein Billet von Leo-

narbo's Hand, welche ich von der einzigen Briefaufschrift in Genf her, recht gut im Gedächtnis behalten hatte, Zutrauen einflößte. Er selbst rieth mir, gegen sie, die er gewonnen, keinen Argwohn zu haben, und beschwor mich seinem Sehnen nach Leonoren noch einmal, vielleicht das letzte, wenigstens auf eine Viertelstunde genug zu thun.

Der Gedanke, um wieviel härter als selbst mein Schicksal, das Schicksal des Vaters, wäre, dem eine solche Bitte abgeschlagen würde, raubte mir eine besonnene Widersetzlichkeit. Gertrude, welche zwar nicht um den Inhalt des Billets wußte, aber doch vermuthete, daß es auf meine Zusam-

menkunft mit Leonardo abgesehen sey, versicherte mich dazu, daß ja zuverläßig kein Mensch etwas davon erfahren könne, wenn sie mit mir einig wäre.

Ach, mein Herz fühlte zu menschlich! Ich ließ mich eines Tages bethören, und eilte mit meinem Kinde zu dessen Vater.

Mehr noch, als er selbst, interessirte mich in seinem Zimmer das Bild aus Amaldi's Kapelle. Es führte mir die treueste Schilderung meiner unschuldigen Tage in die Seele zurück. Was hatte damals aus mir werden

wollen, und was war ich nun geworden?

Leonardo war auſſer ſich vor Freude und Liebe. „Seyn Sie ohne Sorge, Antonia,“ ſagte er leiſe zu mir, „die Zukunft wird beſſer ſeyn, als die Gegenwart, welche wider uns kämpft. Auch wegen des Mädchens ſeyn Sie auſſer Sorge. In dieſen Tagen würde ich ſelbſt bei den Männern verlieren, die mit mir der guten Sache dienen, wollte ich als Vater der Kleinen auftreten. Wenn ich Einfluß erhalten will, dem um ſich greifenden Verderben mit Nachdruck entgegen wirken zu können, ſo muß mein Ruf ganz unbeſcholten bleiben. Habe ich erſt gethan, was ich zu thun denke, dann kann ich jedem damit die

Verzeihung des Fehlers abnöthigen. Fürchten Sie auch nicht Antonia, daß Leonora künftig dem rechten Glauben widerſtreben werde. Das Bekenntnis der katholiſchen Religion glänzt ſchon jetzt, ihr unbewußt, in den ahnungsvollen, lebendigen Augen. Es von da zu ihren Lippen zu führen, wird der Himmel mir vorbehalten.“

Leonardo überhäufte die Kleine mit Liebkoſungen.

Hierauf ging er mit mir allein an ein Fenſter, zog einen Ring hervor, und fragte: ob ich ihn kenne? Es war derſelbe mit meinem Bildnis, welchen die ſelige Tante einſt vermißte. Die Tante hatte dem Mädchen, das ſie

damals fortschickte, wie ich jetzt erfuhr, gar nicht unrecht gethan. Er reichte mir den Ring mit den Worten, daß er ein besseres Abbild von mir sowohl in der Brust, als auf derselben trage, und sich von beiden zeitlebens nicht trennen werde. Indem er ihn aber noch in seiner Hand hatte, setzte er eine Feder daran in Bewegung, wodurch sein Portrait sichtbar wurde. Ich mußte den Ring schnell verbergen, weil Leonora, welche zeither das Madonnenbild recht aufmerksam betrachtet hatte, herbeigelaufen kam.

Leonardo nahm das Kind wieder auf seinen Schoos, um ihm auf's neue liebzukosen, bis ein vertrauter Diener ihm die Nachricht brachte,

daß Gertrude voller Angst dagewesen sey, und mir die schleunigste Rückkunft empfohlen habe.

Neuntes Kapitel.

Bis hierher ging das Manuſcript; das Folgende war abgeriſſen.

Solano fand Rudolfen am Morgen drauf über dem Hefte liegend, den Schlaf erwarten. In des erſtern Miene war ein Lächeln ſichtbar, welches die Folge eines Winkes ſeyn mochte, den Valeria ihm wegen Rudolfs Religioſität gegeben. Rudolf bemerkte ihn kaum, geſchweige, daß er ihn ſogleich hätte verſtehen ſollen. Solano ſchien ſich indeſſen vorgenommen zu haben, ihn mit ſeinem Gſan-

ben aufzuziehen, doch mußte er es wohl überdrüſſig werden, als er ſah, wie Rudolf ſein Reden für gar keins achtete, und alle, vielleicht mühſam genug bereitete, Pfeile kein Ziel fanden.

Rudolf fragte blos, ob er ihm die Handſchrift überlaſſen wolle? und dankte für Solano's herzlich gern! ohne auf das Witzige zu merken, was er dieſen Worten noch anhing.

Solano ſuchte den ganzen Tag über, die Fragmente ſeines auf dieſe Weiſe verloren gegangenen Spaßes wieder hervor, aber eben ſo fruchtlos. Denn Valeria, welche nicht gern für die erſte Urheberin davon angeſehen ſeyn wollte, machte ihm ſu-

ſtre Mienen darüber, und Rudolf war ſo in ſich und das Geleſene verſunken, daß aller Scherz keine Gewalt über ihn hatte.

Daß an ihn grade Antoniens Bekenntniſſe gekommen waren, hielt er für ein Zeichen der noch über ihm waltenden Gnade des Himmels. Solano hatte das todte Werkzeug ſeyn müſſen, damit war ſein Zweck erfüllt, und Rudolf glaubte nichts weiter mit ihm zu thun zu haben. Er hatte auch in der That gar kein Benehmen mehr für ihn, und eben ſo wenig für Valerien. Darum war ihm, was dieſe beiden Perſonen anlangte, nichts ſo wünſchenswerth, als eine Trennung von ihnen, welche indeſſen doch der einmal getroffenen Uebereinkunft nach,

eher als in der Stadt, wohin sie wollten, nicht füglich geschehen konnte.

Unter allen Aufschlüssen, welche Rudolf aus der Handschrift zog, fiel ihm der am schwersten, daß Antonia wahrscheinlich ihr Leben auf gewaltsame Weise verloren habe. Er schloß dieses daraus, weil der letzte Abschnitt, welcher, da sie zwei Tage nach der Zusammenkunft mit Leonardo gestorben war, nothwendig in dieser Zeit geschrieben seyn mußte, noch von gar keiner Abnahme ihrer Kräfte zeugte, von welcher Antonia auch zuvor nicht das geringste erwähnt hatte.

Er dachte es sich, wie tief eine solche Nachricht den Leonardo erst verwunden werde. Dennoch glaubte

er ihm das Manuſcript, als einen theuern Uebererſt Antoniens ſchuldig zu ſeyn, und konnte den Augenblick der Ablieferung kaum erwarten.

Endlich waren ſie in der Hauptſtadt angekommen, und Rudolf blieb ſo widerſpenſtig gegen Solano's Erbieten in ſeinem Hauſe zu wohnen, daß er und ſeine Gattin ihre Empfindlichkeit beim Abſchiede nicht verbergen konnte.

Es war ſchon ſpät, wie ihn der Vetturin in den Gaſthof brachte, daher beſchloß er ſeinen Beſuch bei Leonardo auf den kommenden Tag zu verſchieben, und ſchon ſtand er am andern Morgen dazu bereit am Fenſter, als

ihn der Anblick zweier schwarzgekleideten Damen, welche in einiger Entfernung gingen, gleich einem Blitzstrale durch Augen und Herz drang. Waren es zwei Geister oder nur einer, oder war seine Einbildungskraft eine wirkliche Zauberin geworden? So viel wußte er wenigstens, Antoniens und Leonorens Gestalten hatte er gesehen.

Er mußte mehr wissen; er eilte die Treppe hinab.

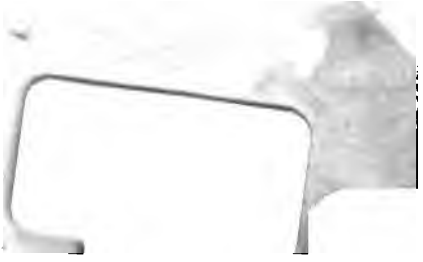
Voll Unwillen bestrebte er sich einige Mann Wache auf die Seite zu schieben, welche ihm an der Hausthüre mit einer undeutlichen Frage in den Weg traten.

Man griff nach ihm, und er fragte zornig was sie wollten?

„Sie selbst wollen wir!“ hieß die Antwort.

Weil nun Rudolf einen Fehlgriff vermuthen mußte, so glaubte er mit Nennung seines Namens am leichtesten durchzukommen. Aber sie sagten: „Eben der Herr von der Linden ist unser Gefangener!“ und zeigten dazu eine schriftliche Ordre vor. Rudolf dachte nur die beiden Gestalten, und vergaß sich so weit, daß er zu entspringen suchte, wodurch er den Verdacht gegen sich verstärkte. Auf das Rufen der Soldaten ward er von dem herbeilaufenden Volke bald zurückgebracht, und an Leib und Seele ge-

lähmt, dem Offizier einer Wache, die in der Nähe war, übergeben.

Ende des zweiten Theils.

A1423695